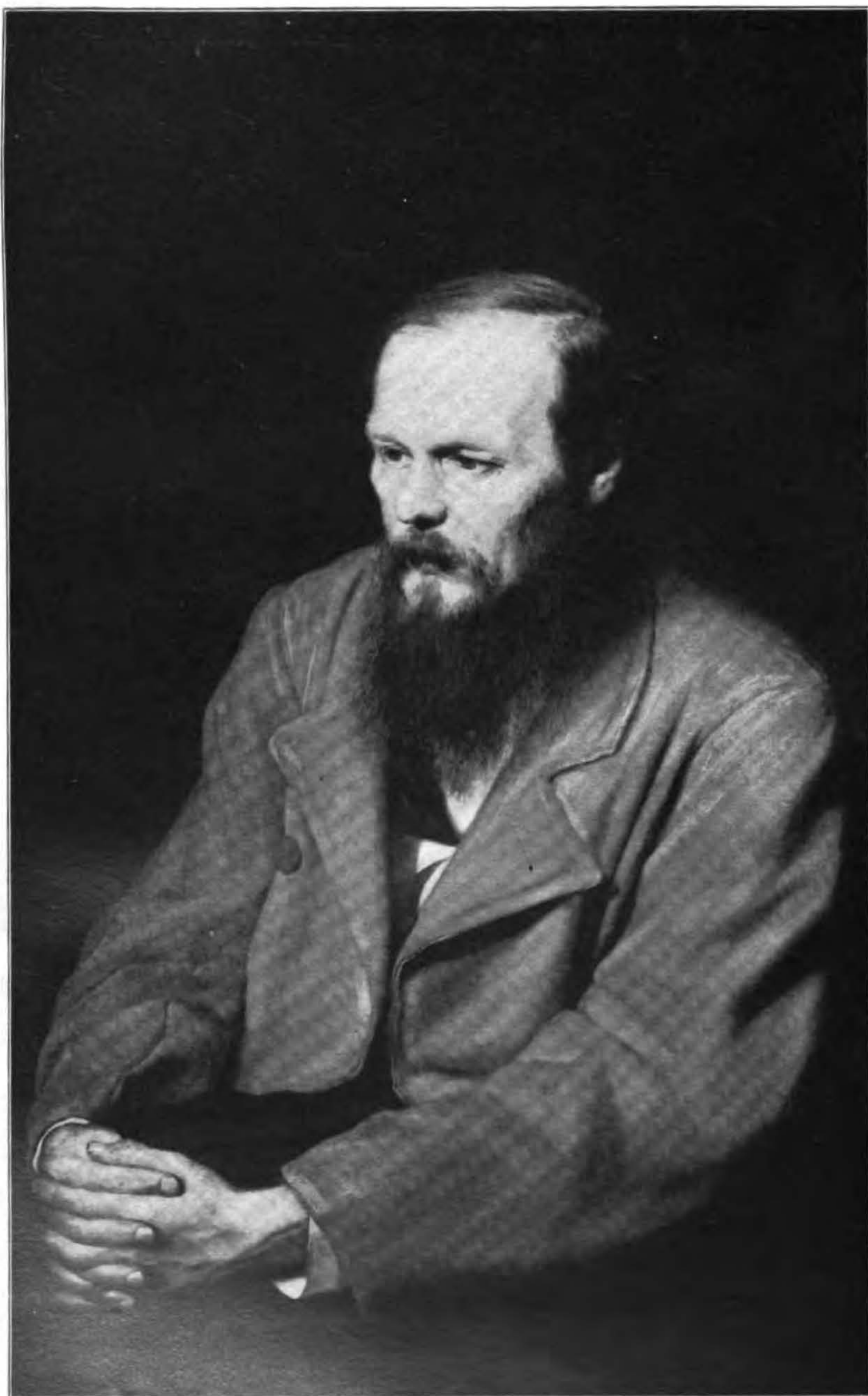


FEODOR DOSTOJEWSKY

GRENZFRAGEN DER LITERATUR UND MEDIZIN
in Einzeldarstellungen
herausgegeben von Dr. S. RAHMER, Berlin.
5. Heft.

Die
Krankheit Dostojewskys.

Eine ärztlich-psychologische Studie
mit einem Bildnis Dostojewskys

von
Dr. Tim. Segaloff.



MÜNCHEN 1907
ERNST REINHARDT, Verlagsbuchhandlung
Jägerstrasse 17.

Vorwort.

Die vorliegende Arbeit gibt einen Beitrag zum psychologischen Verständnis Dostojewskys. Sowohl die Persönlichkeit des Dichters selbst, als das richtige Verständnis seiner dichterischen Gestalten erfordert eine psychiatrische Beurteilung. Eine Biographie Dostojewskys ist bisher nicht vorhanden; sie soll demnächst erst in russischer Sprache erscheinen. Dem deutschen Lesepublikum werden die zahlreichen, dem Text eingefügten und in einem Anhang vervollständigten Auszüge aus den Briefen des Dichters besonders willkommen sein.

I.

Jedem, der die Werke Dostojewskys gelesen hat, fällt unter den Typen, die uns der Künstler in seinen Romanen schildert, die grosse Anzahl von psychisch Kranken auf. Die Kunstkritik, die sich mit der Beurteilung der Werke Dostojewskys befasste, hat diese Seite seines Genius nie ausser acht gelassen, hat aber die Erklärung hierfür stets den medizinischen Sachverständigen überlassen. Und es ist in der Tat hervorzuheben, dass mehrere russische Psychiater ihre Arbeit der Lösung dieser schwierigen Aufgabe widmeten. „Ich wage es mit voller Sicherheit zu behaupten," sagt Muratoff, „dass das richtige Verständnis der Typen Dostojewskys nur mit Hilfe psychiatrischer Beurteilung ermöglicht wird." Prof. Tschisch, der ein Buch über „Dostojewsky als Psychopathologe" verfasst hat, schreibt am Schlusse seiner Arbeit: „Es ist schwer zu erklären, auf welche Weise Dostojewsky sich eine so reiche Erfahrung in der Psychopathologie erworben hat; noch schwieriger ist es, die Frage zu beantworten, ob Dostojewsky sich seiner tiefgründigen Kenntnisse der Erscheinungen der kranken Seele bewusst war. Selbstverständlich", fährt Tschisch fort, „gewann Dostojewsky für die Analyse von krankhaften Seelenzuständen Klarheit und Erfahrung durch seine eigene Krankheit. Er erzählte selber, dass er schon in früher Kindheit Halluzinationen hatte. Es ist auch allgemein bekannt, dass er an Epilepsie litt."

Wenn wir die Biographien Dostojewskys, seine autobiographischen Angaben und die Erinnerungen dritter Personen an ihn in den Kreis unserer Betrachtungen ziehen, so werden wir hier die Bestätignug für die beiden vorerwähnten Angaben finden: erstens, dass Dostojewsky an Epilepsie litt und weiterhin, dass er selber viele derjenigen Zustände durchlebte, die er beschrieben hat. Den Erinnerungen von Nikolaus Strachow entnehmen wir folgende Zeilen: „Dostojewsky war einer der tiefstempfindenden und aufrichtigsten Schriftsteller; alles, was er geschrieben, hat er auch mit starker Innigkeit und Hingebung durchlebt. Dostojewsky ist einer der subjektivsten Schriftsteller, indem er fast immer seine Typen nach

eigenem Ebenbide schafft. Für mich, der ich ihn nahe kannte, war die Subjektivität seiner Schilderungen sehr klar. Oft wunderte ich mich über ihn und empfand zugleich Furcht, da ich sah, dass er manche seiner eigenen düsteren krankhaften Stimmungen beschrieb." In den Erinnerungen von Strachow finden wir neben einigen allgemeinen Bemerkungen über die Krankheit Dostojewskys auch eine Beschreibung eines epileptischen Anfalls. „Die Anfälle traten für gewöhnlich monatlich einmal auf, bisweilen kamen sie öfters, zweimal wöchentlich sogar, — doch war dies sehr selten. Während seines Aufenthaltes im Auslande kam es vor, dass infolge des besseren Klimas, und wenn er sonst von Aufregungen verschont blieb, die Anfälle bis zur Dauer von vier Monaten aussetzten.

„Ein Vorgefühl für den Anfall war stets vorhanden, täuschte aber zuweilen. Ich habe selbst Gelegenheit gehabt, einem Anfall, wie er gewöhnlich auftrat, beizuwohnen, ich glaube im Jahre 1865. Spät abends gegen 11 Uhr besuchte er mich, und wir kamen bald in ein lebhaftes Gespräch. Ich kann mich des Inhaltes nicht entsinnen, weiss nur, dass es sich um ein sehr wichtiges und abstraktes Thema handelte. Dostojewsky geriet in Begeisterung und begann im Zimmer auf und ab zu gehen; ich sass am Tische. Er sprach in verzücktem Ton über etwas Hehres und Erhabenes. Als ich seinen Worten mit irgend einer Bemerkung zustimmte, wandte er mir sein begeistertes Antlitz zu, auf dem der höchste Grad exaltierter Erregung zu lesen war. Er stockte einen Augenblick, als suche er nach Worten, und öffnete schon den Mund. Ich beobachtete ihn mit gespanntester Aufmerksamkeit, da ich fühlte, dass er etwas Aussergewöhnliches sagen werde, dass mir irgend eine Offenbarung zu teil werde. Plötzlich ertönte aus seinem weitgeöffneten Munde ein merkwürdiger, langgezogener, sinnloser Schrei, und er fiel ohnmächtig zu Boden. Der Anfall war diesmal nicht aussergewöhnlich heftig. Unter Krämpfen wand sich sein Körper und zuckte zusammen, in den Mundwinkeln zeigte sich Schaum. Öfters pflegte Dostojewsky mir zu erzählen, dass er vor dem Anfalle in begeisterte Ekstase gerate. ‚Während einiger Augenblicke', erzählte er, ‚durchströmt mich ein Glücksgefühl, wie es in normalem Zustande undenkbar ist' und von dem gesunde Leute keine Ahnung haben. Ich empfinde in mir selbst und in der ganzen Welt die höchste Harmonie, und das Gefühl ist so stark und beseligend, dass man imstande ist, für ein paar solcher Sekunden zehn Jahre, ja selbst das ganze

Leben zu opfern'." Die Anfälle hatten bisweilen leichtere Verletzungen im Gefolge. Die Krämpfe verursachten ihm häufig Muskelschmerzen. Bisweilen wurde sein Gesicht rot, manchmal erschien es gefleckt. Von einschneidender Wirkung aber war, dass das Gedächtnis des Kranken nachliess, und dass er selbst sich zwei bis drei Tage hindurch ganz zerschlagen fühlte. Zugleich war er während dieser Zeit sehr schwermütig und konnte einer gewissen Beklemmung und Reizbarkeit kaum Herr werden. Die Beklemmung äusserte sich in der Weise, dass er sich als Verbrecher fühlte; es schien ihm, als laste auf ihm eine unbekannte Schuld, eine grosse Missetat. Wir führen hier die Worte aus dem Roman „Gebrüder Karamasoff" an, welche Dostojewsky dem Staatsanwalt in der Rede, die er zur Begründung der Anklage gegen Dimitri Karamasoff hält und zur Verteidigung des Epileptikers Smerdjakow, in den Mund legt: „Die an starker Fallsucht Leidenden sind nach der Ansicht der grössten Psychiater zu einer ständigen und selbstverständlich krankhaften Selbstbeschuldigung geneigt. Sie quälen ihre Seele mit irgend einer Schuld, leiden unter Gewissensbissen, oft ohne Grund, übertreiben in vielen Dingen und ersinnen sogar verschiedene Verbrechen, die sie niemals begangen haben."

In den Erinnerungen von A. P. Milukow finden wir folgende Beschreibung eines Anfalls: „Man erzählte, dass Dostojewsky auf der Strasse mit Absicht seinen Bekannten aus dem Wege ging, beim Zusammentreffen in einer Gesellschaft Begrüssungen nicht erwiderte und manchmal nach einem Menschen, den er schon lange kannte, sich erkundigte: ‚Wer ist denn das?' Möglich, dass solche Fälle wirklich vorkamen; ich glaube aber, dass dies nicht Hochmut oder Selbstüberschätzung von seiten des Dichters, sondern lediglich die Folge seiner unseligen Krankheit war und meistens unmittelbar nach den Anfällen geschah. Wer Zeuge dieser schrecklichen Anfälle war und die Spuren bemerkte, die sie für einige Tage hinterliessen, der wird wohl verstehen, warum er Personen, und bisweilen sogar ziemlich nahestehende, verkannte. Ich kann mich des folgenden Anfalls entsinnen: Als ich in Pawlowsk[1]) wohnte, kam Dostojewsky eines Abends zum Tee zu mir. In dem Augenblick, als meine Tochter ihm ein Glas Tee reichte, sprang er plötzlich auf, erblasste, fing an zu schwanken, und nur mit Mühe konnte

---

[1]) Ein Sommeraufenthalt in der Nähe von Petersburg.

ich ihn bis zum Divan schleppen, auf den er in Krämpfen mit entstelltem Gesicht hinsank. Sein Körper wand sich unter starken Zuckungen. Als er nach einer Viertelstunde zu sich kam, wusste er von dem Vorgefallenen nichts und sagte nur mit dumpfer Stimme: ‚Was ist mit mir geschehen?‘ Ich bemühte mich ihn zu beruhigen und bat ihn, bei mir zu übernachten. Er wies aber meine Bitte aufs Entschiedenste zurück, indem er sagte, er müsse unbedingt nach Petersburg zurück. Warum — vermochte er nicht anzugeben, er wusste nur, dass eine dringende Notwendigkeit hierfür vorlag. Ich wollte einen Fuhrmann holen, er schlug auch dies ab. ‚Gehen wir lieber zu Fuss zum Bahnhof — das wird auf mich erfrischend wirken‘, sagte er. Wir verliessen das Haus, es war bereits ziemlich dunkel; unser Weg führte uns durch einen Park, der um diese Stunde fast menschenleer war. Kaum waren wir einige Minuten gegangen, als Dostojewsky plötzlich stehen blieb und flüsterte: ‚Ich werde sofort einen Anfall bekommen.‘ Ringsum war kein Mensch zu sehen; ich setzte ihn aufs Gras, gerade am Gartenweg. Er blieb ungefähr fünf Minuten sitzen; der Anfall trat glücklicherweise nicht ein. Wir gingen weiter. Nicht lange danach blieb er wieder stehen und sagte, mich mit gebrochenen Augen ansehend: „Gleich kommt ein Anfall!“ Aber auch diesmal ging es vorüber, ohne dass seine Befürchtung sich verwirklichte. Dasselbe Spiel wiederholte sich noch zweimal, bis wir den Bahnhof erreicht hatten. Von dort aus liess ich durch einen Dienstmann einen Verwandten Dostojewskys holen, der sofort kam und ihn nach Petersburg begleitete. Als ich ihn am nächsten Tage aufsuchte, war er so schwach wie nach einer überstandenen Krankheit und erkannte mich nicht sogleich.“

Nicht weniger bedeutungsvoll und interessant sind folgende Zeilen, die ich den Erinnerungen von Wsewolod Solowjew entnehme: „Während meiner Verbannung“, erzählte Dostojewsky, „bekam ich einen Anfall, und seit dieser Zeit verlässt mich die Krankheit nicht mehr. Bis in die kleinsten Einzelheiten kann ich mich an alles, was vor diesem Anfall geschah, erinnern, an jedes kleinste Ereignis meines Lebens, an jedes Gesicht, das ich gesehen, an alles, was ich gelesen und gehört habe; alles was nach diesem ersten Anfall geschah, vergesse ich sehr oft, manchmal vergesse ich Personen, die ich sehr gut kannte, vollkommen, ich habe

alles vergessen, was ich nach der Verbannung geschrieben habe. Als ich zu meinem Roman ‚Die Teufel‘ den Schluss schrieb, musste ich noch einmal alles vom Anfang an durchlesen, da ich sogar die Namen der handelnden Personen vergessen hatte.“ Folgenderweise beschreibt Solowjew den Zustand des Dichters nach dem Anfall: „Er war manchmal unausstehlich. Sein Nervensystem war so erschüttert, dass er in seiner Reizbarkeit und Absonderlichkeit ganz unzurechnungsfähig erschien. Er kam herein wie eine schwarze Wolke (wörtlicher Ausdruck des russischen Autors), oft vergass er sogar zu grüssen und schien geradezu eine Gelegenheit zu suchen, um Streit zu beginnen. In allem, was man ihm gegenüber tat, erblickte er eine Beleidigung, die Absicht, ihn zu kränken und zu erregen. Man musste ihn allmählich auf eines seiner Lieblingsthemen bringen, dann fing er sogleich an zu sprechen, sich zu begeistern. Nach einer Stunde schon war er in bester Laune, nur das totenbeiche Gesicht, die glänzenden Augen und der schwere Atem liessen den krankhaften Zustand, in dem er sich befand, erkennen.“ Die Widerspiegelung all dieser Stimmungen finden wir in vielen Stellen seiner Werke. Wir führen aus dem Roman „Erniedrigte und Beleidigte“ folgende Zeilen an: „Wie oft geschah es, dass ich im Zimmer auf und abschritt mit dem unbewussten Wunsch, es möge mich irgend jemand beleidigen, oder auch nur ein Wort sagen, das als Beleidigung aufzufassen wäre, damit ich an ihm meinen Zorn auslassen könnte!“

In den Jugenderinnerungen von Sophja Kowalewskaja finden wir folgende Daten in bezug auf die Krankheit Dostojewskys: „Meine Schwester und ich, wir wussten, das Dostojewsky an Epilepsie litt. Diese Krankheit aber erweckte in uns einen so tiefen Schrecken und Abscheu, dass wir es niemals gewagt hätten, ihrer auch nur im entferntesten ihm gegenüber Erwähnung zu tun. Zu meiner Verwunderung hat er selbst einmal die Rede darauf gebracht und uns erzählt, unter welchen Umständen der erste Anfall aufgetreten. Er sagte uns, seine Krankheit habe sich erst nach der Zuchthausstrafe, in der Verbannung entwickelt. Damals habe er sich in der Einsamkeit und in der Unmöglichkeit eine lebendige Seele bei sich zu haben, einen Menschen, mit dem man ein vernünftiges Wort hätte wechseln können, gemartert und gequält. Ganz unerwartet besuchte ihn zu jener Zeit ein alter Freund. Es war in der heiligen Osternacht. In der Freude des Wiedersehens

vergassen sie beide gänzlich die Bedeutung dieser Nacht und verbrachten sie in tiefsinnigen Gesprächen, wortberauscht, ohne der vorrückenden Zeit zu achten und ihre eigene Ermüdung wahrzunehmen. Sie sprachen über das, was ihnen am nächsten lag, über Literatur, Kunst, Philosophie, schliesslich berührten sie auch religiöse Fragen. Der Freund Dostojewskys war Atheist. Dostojewsky selbst war ein sehr gläubiger Christ und jeder von ihnen verfocht mit Eifer seinen eigenen Standpunkt. — ‚Es gibt einen Gott, es gibt doch einen Gott,' schrie Dostojewsky voller Erregung. In diesem Augenblicke ertönten die Kirchenglocken, die frohe Botschaft der Auferstehung verkündend. In der Luft, so schien es, hallten die Töne zitternd wieder. ‚Und ich fühlte,' erzählte Dostojewsky, ‚dass der Himmel auf die Erde hinabsank und mich verschlungen hatte. Ich empfand Gott als eine hehre, tiefe Wahrheit, und fühlte mich von ihm durchdrungen. ‚Ja, es gibt einen Gott', rief ich — ‚was nachher geschah, weiss ich nicht. Ihr gesunden Menschen,' fuhr Dostojewsky fort, ‚ihr ahnt nicht, welch herrliches Wonnegefühl den Epileptiker eine Sekunde vor dem Anfall durchdringt. Mahomet erzählt in seinem Koran, er sei im Paradies gewesen. Alle klugen Narrenköpfe behaupten, er sei einfach ein Lügner und Betrüger. Das ist aber nicht wahr, er lügt nicht! Sicher war er im Paradiese während eines epileptischen Anfalls — eine Krankheit, an der er ebenso wie ich litt. Ich weiss nicht, ob diese Wonne Sekunden, Stunden dauert, aber, glaubt mir, alle Freuden des Lebens möchte ich nicht dafür eintauschen.' Dostojewsky sprach diese letzten Worte in seiner ihm eigenen Art — leidenschaftlich und erregt flüsternd. Wir alle sassen wie versteinert unter dem Eindruck seiner Worte. Da auf einmal erfasste uns alle der Gedanke: Gleich kommt ein Anfall! Sein Mund verzog sich, sein Gesicht zuckte nervös. Dostojewsky las wahrscheinlich in unseren Gesichtern Angst und Furcht. Plötzlich hielt er in seiner Rede inne, fuhr mit der Hand über sein Gesicht und lächelte bitter. ‚Fürchtet euch nicht,' sagte er, ‚ich weiss immer, wenn es kommt.' Wir wurden verwirrt, schämten uns, dass er unsere Gedanken erraten hatte und vermochten nichts zu erwidern. Bald darauf verliess uns der Dichter; und später erzählte er uns, er habe in dieser Nacht einen schweren Anfall erlitten."

Auf Grund der oben angeführten Tatsachen und Berichte haben wir die Berechtigung, die Krankheit Dostojewskys als

Epilepsie anzusehen. Wir haben es mit Anfällen, einhergehend mit Bewusstlosigkeit, Hyperämie des Gesichtes und allgemeinen Konvulsionen zu tun. Nach dem Anfall bleiben die Muskelschmerzen zurück, und es fehlt die Erinnerung an das Geschehene. Wir sehen fernerhin eine ganz typische psychische Aura: Glockengeläute, zitternde Schwingungen der Luft, ein unsagbares Wonnegefühl, ein Empfinden der Nähe Gottes.

Wir haben fernerhin erfahren, dass Dostojewsky sich nach dem Anfall 2—3 Tage in einem typischen, postepileptischen Dämmerzustande befand. Sein mürrisches Wesen und seine stärkere Reizbarkeit in diesen Zuständen gibt uns ein deutliches Bild von der ausserordentlichen Wirkung dieser Krankheit, welche fremde Züge in den Charakter Dostojewskys einpflanzte und ihn arg verunstaltete. Die Spuren der Krankheit lassen sich besonders im Roman „Die Teufel“ verfolgen, dessen Entstehung sicher mit der Verschlimmerung des Leidens zusammenfiel. Die Umständlichkeit, ein typischer Zug für die Verstandestätigkeit der Epileptiker, deren Spuren wir in allen seinen Werken wahrnehmen, verleiht dem ganzen Roman einen beinahe unzusammenhängenden Charakter. Ausserdem ist dieses Werk voller boshafter Einfälle und zeigt eine durchaus intolerante Behandlungsweise der von ihm geschaffenen Helden, die in solchem Masse den christlichen Ansichten des Dichters widersprechen, dass sie nur durch den Einfluss der Krankheit zu erklären sind. Dieser leidenschaftliche, gereizte Ton steht in vollkommenem Widersprnch zu der Grundstimmung in den Werken Dostojewskys, in denen der Genius des Dichters in seinem tiefen Verständnis der menschlichen Seele (Memoiren aus dem Totenhause) und der ruhig objektiven Betrachtungsweise (Gebrüder Karamasoff) zu den höchsten Höhen emporsteigt.

Die oben angeführten Erinnerungen beziehen sich auf die zwei letzten Jahrzehnte (1860—1880) des Lebens Dostojewskys, also auf eine Zeit, in der seine Krankheit sich schon scharf begrenzt und den typischen Verlauf angenommen hatte. Die Geschichte der Krankheit bis zu der Verhaftung und Verbannung — in dieser Zeit fand der erste typische Anfall statt — wollen wir später beleuchten.

Unsere Schilderung würde nicht vollständig sein, wenn wir nicht die Leidenschaft Dostojewskys für das Roulettespiel

erwähnten. „Im Sommer 1863“, erzählt N. Strachow, „versah sich Dostojewsky mit einer genügenden Summe Geldes für eine Reise. Im Auslande versuchte er das Roulettespiel und verlor. Er lernte das Spiel schon während seiner ersten Reise kennen und gewann dann 11000 Francs. Seit dieser Zeit aber gewann er nicht mehr.“ „Mitte Juni 1867“, lesen wir in derselben Quelle von der dritten Reise Dostojewskys, „fuhren der Dichter und seine Frau von Dresden nach der Schweiz, unterwegs machten sie in Baden-Baden Halt und waren gezwungen, dort 1½ Monate zu verweilen. Dostojewsky liess sich zum Roulettespiel hinreissen, gewann zuerst, dann aber verspielte er, und nur mit Hilfe einer Geldsumme, die er von einem Bekannten erhalten hatte, konnte er Baden-Baden verlassen. In Genf langten Dostojewsky und seine Frau mit einem Vermögen von 30 Francs an. Die düstere Stimmung Dostojewskys besserte sich aber bald, als er endlich von dem Wahn, der ihn zwei Monate hindurch gequält hatte, geheilt wurde — nämlich der Idee, im Roulettespiel zu gewinnen.“ Wir führen hier die Stelle eines Briefes an, den Dostojewsky an A. N. Maikow richtete, und der am besten seine Seelenstimmung zu jener Zeit kennzeichnete. „Die Anfälle kamen jetzt schon wöchentlich, das Gefühl aber, sich dieser Nerven- und Gehirnzerrüttung bewusst zu sein, war unerträglich. Mein Verstand trübte sich wirklich — das ist Wahrheit, und die Nervosität brachte mich manchmal bis zum Wahnsinn. Ich beginne mit der Beschreibung meiner Schandtaten. Als ich Baden-Baden passierte, kam mir die Idee, dort ein paar Tage zu verweilen. Es quälte mich der verführerische Gedanke, 10 Louisdor zu opfern und vielleicht 2000 Francs zu gewinnen. Das Verhängnisvollste daran aber war, dass es mir schon früher gelungen war, zu gewinnen. Am schlimmsten aber ist es, dass meine Natur in der Tat niedrig und zu leidenschaftlich ist. Überall und in allem gehe ich bis zur äussersten Grenze, während meines ganzen Lebens konnte ich nie Mass halten. Der Teufel hat hierbei sein Spiel in der Hand. In drei Tagen gewann ich mit einer merkwürdigen Leichtigkeit 4000 Fr. Nunmehr will ich auseinandersetzen, wie ich mir dies alles ausgemalt hatte: einerseits das leichte Gewinnen, mit 100 Francs gewann ich in drei Tagen 4000 — anderseits Schulden, von verschiedenen Seiten aus Forderungen zu bezahlen, und die Unmöglichkeit nach Russland zurückzukehren. Schliesslich drittens

das wichtigste — das Spiel selbst — wisst Ihr, wie es den Menschen packt! Wahrlich, es war nicht nur die Habsucht allein, obgleich ich wirklich das Geld nötig hatte. Meine Frau flehte mich an, mich mit 4000 Francs zu begnügen und sofort abzureisen. Bedenken Sie nur diese verlockende Aussicht, alles ohne irgend welche Anstrengungen wieder gut zu machen! Und dann die verlockenden Beispiele der anderen! Ausser seinem eigenen Gewinnst sieht man alle Tage, wie verschiedene bis zu 20000, 30000 Francs kommen (die, die verlieren, sieht man nicht). Warum sind sie mehr vom Schicksal begünstigt als ich? Ich habe doch das Geld nötiger. Ich versuchte mein Glück weiter und habe verspielt, nicht nur die 4000 Francs, sondern mein ganzes eigenes Vermögen. Ich war wie in einem Fiebertraume, versetzte meine letzten Kleider, schliesslich auch die Habe meiner Frau. Endlich wars genug, denn alles war verspielt."

Wir enthalten uns von vornherein der Analyse einer bei einem Menschen von dem Charakter Dostojewskys wohl schwer erklärbaren Leidenschaft. Es sei nur bemerkt, dass sich in manchen seiner Werke deutliche Spuren der Eindrücke jener Zeit wiederfinden lassen. („Der Spieler", „Der Jüngling".)

Über die Beziehungen Dostojewskys zu Frauen haben wir keine sicheren Kenntnisse, und blosse Vermutungen hier anzustellen, halten wir nicht für gerechtfertigt. — Eine Unmässigkeit im Genuss von Spirituosen lässt sich in unserm Fall nicht nachweisen. „. . . . Ich möchte noch erwähnen", schreibt Strachow in seinen Erinnerungen, „dass Dostojewsky im Weintrinken ungemein mässig war. Ich kann mich nicht eines einzigen Falles während eines Zeitraumes von 20 Jahren erinnern, wo ich eine merkliche Spur irgend einer Alkoholwirkung an ihm wahrgenommen hätte. Eher zeigt sich bisweilen eine ziemlich grosse Neigung zu Süssigkeiten, im allmeinen aber bewies er im Essen eine grosse Mässigkeit."

Aus verschiedenen anderen Quellen geht hervor, dass Dostojewsky grosse Mengen von sehr starkem Thee und Kaffee, besonders während der Arbeit, zu sich nahm und weiter, dass er ein leidenschaftlicher Raucher war.

Dies ist also das Bild der Krankheit Dostojewskys, so wie sie sich in den letzten 20 Jahren seines Leidens uns darstellt. Wir wissen, dass sich sein Leiden in der Verbannung entwickelt hat, vermögen aber nicht eine genaue Schilderung des Krankheits-

zustandes unseres Dichters während seines Aufenthaltes in Sibirien zu geben, da uns hierzu die nötigen Quellen fehlen. In den nächsten Kapiteln wird die Entwicklung der Persönlichkeit von der frühesten Kindheit bis zur Verhaftung und eine Schilderung der seine Krankheit veranlassenden Faktoren gegeben werden.

II.

Feodor Michailowitsch Dostojewsky wurde zu Moskau im Gebäude des Mariinschen Krankenhauses geboren, wo sein Vater die Stelle eines Arztes bekleidete. Über die frühe Kindheit des Dichters ist uns nichts bekannt. Die Erinnerungen seines Bruders schildern uns Dostojewsky im Alter von 9—10 Jahren. Die Umgebung, in der er gross wurde, finden wir in vielen seiner Werke wiedergespiegelt. Die Erinnerungen seines jüngeren Bruders Andrey zeichnen uns eine enge, einfache Wohnung eines anspruchslosen, bescheidenen Arztes jener Zeit. Kleine Zimmer, nur durch Bretterwände von einander getrennt. Das Mittelzimmer dient sowohl als Speisezimmer, in dem die Familie sich zu den Mahlzeiten versammelt, wie auch als Gastzimmer für die seltenen Besucher des Hauses und schliesslich als Empfangsraum für die Patienten des Vaters. In diesem Zimmer mit seinen typischen durch verwaschene Überzüge geschützten Möbeln spielte sich hauptsächlich das Leben der Familie ab, und hier empfing Dostojewsky die ersten Eindrücke seiner Kindheit. Friedlich und eintönig flossen die Tage dahin. Und von diesem grauen Hintergrund hob sich der Charakter des Knaben mit seiner sprühenden Lebhaftigkeit besonders scharf ab. „Feodor war in seiner ganzen Art das reine Feuer“ schreibt sein Bruder.

Wenn die Eltern am Sonntag, um den Kindern ein Vergnügen zu bereiten, sich zu einem allgemeinen Kartenspiel gemütlich hinsetzten, „so gelang es Feodor immer durch seine Handfertigkeit, die andern zu hintergehen, wenn er auch mehrmals dabei ertappt wurde“. — Die Erziehung, welche die Kinder genossen, war streng. Schon früh begann für sie der Unterricht; aber noch bevor die Kinder lesen und schreiben konnten, lasen ihnen der Vater oder die Mutter an langen Winterabenden verschiedene Bücher religiösen oder historischen Inhalts vor. Dostojewsky selbst schildert uns in folgenden Worten seine Kind-

heit: „Ich stammte aus einer frommen russischen Familie. Soweit meine Erinnerungen an mich selbst zurückreichen, erinnere ich mich auch der Liebe meiner Eltern zu mir. In unserer Familie kannten wir das Evangelium schon von der Kindheit her. Ich war kaum 10 Jahre alt, als ich bereits mit den wichtigsten Ereignissen der russischen Geschichte nach Karamsin[1]) vertraut war, welche uns laut von unserem Vater vorgelesen wurden. Jedesmal war der Besuch des Kremls und der Kathedrale Moskaus für mich einer der feierlichsten Momente.“ —

Einen grossen Einfluss auf die Entwickelung der Phantasie des Knaben übten die Märchen der leibeignen Ammen aus, die aus dem Dorfe herüberkamen. Die Mutter Dostojewskys war eine schwächliche Frau. Sie starb bereits im Jahre 1836 an Schwindsucht, und die Kinder wurden von Ammen genährt und beaufsichtigt.

Das Mittelzimmer, in dem die Kinder all die gruseligen Geschichten der Ammen anhörten, wurde abends nur von dem Lichte, welches durch die offene Tür aus dem väterlichen Arbeitszimmer fiel, erhellt; deutlich hörte man das eintönige Kratzen einer Feder aus dem Nebenzimmer — der Vater trug die Tagesberichte in die Krankengeschichten der Patienten ein, — die Erzählerinnen sprachen leise, beinahe flüsternd, um den Herrn nicht zu stören, und die kleinen Zuhörer erstarrten vor Schauder und Angst, indem sie alle Abenteuer der tapferen Helden oder des „Vogel Phönix“ miterlebten. Dostojewsky war im höchsten Grade für alle Eindrücke empfänglich. Jedes aussergewöhnliche Ereignis beschäftigte lange Zeit seine Phantasie. Sein Bruder erzählt, dass, als er einmal auf einem Spaziergange einen Schnelläufer gesehen hatte, der vor seinem Gesicht ein mit einem erregenden Mittel durchtränktes Taschentuch hielt, er lange Zeit mit einem Taschentuch im Munde in den Gängen des grossen Gartens umhergelaufen sei. Und begeistert von der Geschicklichkeit, die ein Tänzer in der Hauptrolle des Balletts „Jacko oder der brasilianische Affe“ entfaltete, versuchte Dostojewsky lange Zeit zu Hause dessen Sprünge und Schritte nachzuahmen. Übrigens waren derartige Eindrücke doch recht selten: eine Fahrt ins Theater oder sonst irgendwohin war ein aussergewöhnliches

---

[1]) Russischer Historiker.

Ereignis. Aber die lebhafte und empfängliche Natur des Knaben sehnte sich nach neuen Eindrücken. Die merkwürdigen Gestalten der Kranken in ihren langen, grauen Röcken und den komischen Mützen erregten stets von neuem seine Neugier, und ungeachtet des Verbotes seines Vaters, konnte er nie der Verlockung widerstehen, sich mit ihnen in ein Gespräch einzulassen, besonders wenn sich unter ihnen Knaben fanden. Die lebhafte Natur des Kindes dürstete leidenschaftlich nach lebendigen und konkreten Eindrücken, und das merkwürdige Erziehungssystem, das der Vater befolgte, bot ihm etwas ganz anderes. Selbst, wenn die ganze Familie einen Spaziergang in den Marienhain (so nannte man den Ort, an dem sich das Krankenhaus befand), unternahm, wurde den Kindern nicht erlaubt, zu laufen und zu springen. Der Vater benutzte diese Spaziergänge, um seine Kinder durch verschiedene Gespräche zu belehren. Dem Gedächtnis des jüngeren Bruders haben sich einige solche Gespräche eingeprägt, in denen er ihnen „die Anfangsgründe der Geometrie“ beibrachte, ihnen von spitzen, rechten und stumpfen Winkeln, von gebrochenen und geraden Linien erzählte, die ja in den Strassen Moskaus so vielfach vorkommen. Später, in reiferen Jahren, sprach Dostojewsky stets mit der grössten Ehrfurcht von seinen Eltern: „Es waren aufgeklärte Persönlichkeiten“. Wir haben keine Anhaltspunkte, um uns über die Mutter des Dichters ein Urteil zu bilden. Aber die Persönlichkeit seines Vaters steht uns klar vor Augen. Nach Beendigung der Universitätsstudien nahm der Vater des Dichters an dem Kriege 1812 teil. Es ist natürlich, dass er den Freiheitsideen der damaligen Zeit nicht fremd bleiben konnte. Man darf nicht vergessen, dass aus den Reihen derer, die den Feldzug mitgemacht hatten, die „Dekabristen“ sich rekrutierten — diese glänzenden Gardeoffiziere, welche die Soldaten lesen und schreiben lehrten und aus eigenem Entschluss die Rute aus ihren Regimentern verbannten. Und es ist begreiflich, dass auch auf einen Militärarzt die sozialen Strömungen, der geistige Aufschwung der ganzen russischen Gesellschaft, der für einen Augenblick die Kluft zwischen Intelligenz und Volk überbrückte, mächtig einwirken mussten. Trotz seiner geringen Mittel gab der Vater Dostojeswskys seine Kinder doch nicht in eine Kronschule, wo sie als Stipendiaten aufgenommen werden konnten, sondern er liess sie in einer Privatpension unterrichten, da in den Gymnasien der damaligen Zeit die Rute als

notwendiges Erziehungsmittel galt. Höher als alles auf der Welt schätzte er die Unabhängigkeit, und da er sie hauptsächlich in dem Besitze einer höheren Bildung zu erblicken glaubte, so bemühte er sich aus allen Kräften, seinen Kindern von den ersten Jahren an das Bewusstsein der Notwendigkeit des Arbeitens und Lernens einzuprägen. Er wollte ihnen eine Mustererziehung zu teil werden lassen, aber leider wies sein Charakter eine ganze Reihe von Zügen auf, die ihn zu einem sehr schlechten Pädagogen machten.

Die Zeit, die dem Befreiungskriege 1812 folgte, ist am besten als „Epoche der gescheiterten Hoffnungen" zu bezeichnen. Wie in allen Perioden der sozialen Bewegungen in ihrer fortschreitenden Entwickelung waren auch hier die Anschauungen der Menschen geteilt. Die einen, gefestigt durch ihren Idealismus und den unumstösslichen Glauben an die Menschheit, gingen auf dem einmal eingeschlagenen Wege weiter, ohne vor den Schrecken der ihrer wartenden Möglichkeiten zurückzuweichen, — die andern sahen in dem Scheitern ihrer Hoffnungen ein verderbenbringendes Zeichen der Bosheit menschlicher Natur — sie wandten sich von der Gesellschaft ab und beschränkten sich lediglich auf ihren Familienkreis. Zu den letzteren gehörte auch der Vater des Dichters.

In einem Briefe an seinen Bruder schreibt der junge 17jährige Feodor Dostojewsky: „Mein armer Vater tut mir leid! Ein merkwürdiger Charakter! Wieviel Schicksalsschläge haben ihn getroffen! Es ist bitter, dass man ihn nicht trösten kann. — Und weisst Du, der Vater kennt überhaupt garnicht die Welt. Er lebt in ihr schon fünfzig Jahre und ist bei denselben Anschauungen geblieben, die er schon vor dreissig Jahren gehabt. Glückliche Unkenntnis! Aber er ist sehr enttäuscht. Das scheint mir ja unser aller Los."

Der Vater war ein finsterer, nervöser, schweigsamer, leicht aufbrausender und argwöhnischer Mann. Bei der seltenen Pflichttreue, die ihn selbst auszeichnete, verlangte er auch von seinen Kindern eine peinliche Erfüllung der ihnen obliegenden Pflichten. — „Der Vater wiederholte oft, dass er ein armer Mann sei, dass seine Kinder, besonders die Knaben, sich selbst ihren Lebensweg bahnen müssten, dass sie im Falle seines Todes als Bettler zurückbleiben würden usw., ein düsteres Bild." (Andrej Dostojewsky.)

Als die Kinder für die Pension Tschermaks vorbereitet wurden, erteilte der Vater selbst ihnen lateinischen Unterricht. Der jüngere Bruder Andrej beschreibt diese Stunden: „Der

Unterschied zwischen den Lehrern überhaupt und dem Vater als Lehrer bestand darin, dass bei den ersteren die Schüler das Recht hatten zu sitzen, bei dem letzteren aber die Kinder die ganze Stunde hindurch nicht nur stehen mussten, sondern sich nicht einmal irgendwie stützen oder an einen Tisch anlehnen durften. Während des ganzen Unterrichts standen sie da wie Ölgötzen und deklinierten der Reihe nach „mensa“ oder konjugierten ihr „amo“ as, at. Die Brüder hatten vor diesen am Abend stattfindenden Stunden grosse Angst. Bei seiner ungemein grossen Güte war der Vater dennoch ungeduldig, aufbrausend und verlangte ausserordentlich viel. Der kleinste Fehler der Brüder erregte ihn bis zum Äussersten, und die Aufregung des Vaters war den Kindern die schlimmste Strafe.“

Einen grossen Einfluss auf die Religiosität des künftigen Dichters übten die Religionsstunden aus. Der Lehrer, der in diesem Fache unterrichtete, ein junger Geistlicher, besass eine wunderbare Redegabe, und die Bilder, die er vor seinen Schülern aufzurollen verstand, hinterliessen in der Seele des empfänglichen Knaben einen grossen Eindruck.

Im Jahre 1831 kaufte die Familie Dostojewsky ein kleines Gut im Gouvernement Tula, 150 Werst von Moskau entfernt. Dorthin zog die gesamte Familie für den Sommer, nur der Vater blieb in Moskau zurück. Die Reisen auf das Gut und das dortige Leben gaben eine Menge neuer Eindrücke, und die verhältnismässig grosse Freiheit und das Fehlen der strengen väterlichen Aufsicht verliehen diesen wenigen Monaten noch grösseren Reiz.

Die Reise aufs Gut zu Wagen ging langsam vor sich. Fortwährend machte man Halt, sodass die Fahrt einige Tage dauerte. „Während dieser Fahrten“, so erzählt uns Andrej Dostojewsky, „befand sich der Bruder Feodor in einem fieberhaften Zustand. Stets sass er auf dem Bock, und wo der Wagen auch nur für einen Augenblick stehen blieb, sprang er herunter, lief in den Feldern umher oder machte sich bei den Pferden zu schaffen.“

Auf dem Gute lernte Dostojewsky zum ersten Male den russischen Bauern kennen und lieben, und diese starke Liebe war es auch, die ihn später in der Verbannung aus Not und Verzweiflung rettete. — Der lebhafte und empfängliche Knabe machte

sich schnell mit den Feldarbeiten des Landmanns vertraut und selbst mit einem unersättlichen Eigenstolz erfüllt, war er für einen blossen Dank bereit, einem Bauern bei seiner Arbeit behilflich zu sein, einem Weibe ihr Kind zu halten und anderes mehr. Binnen kurzer Zeit gewannen die Dorfleute das verständige und dienstwillige Kind lieb. Im Dorfe lernte auch der Knabe die Natur Russlands von Grund auf kennen. Im „Tagebuch eines Schriftstellers“ (1876) schreibt er folgendes: „Ich erinnere mich der Frühherbstmonate in unserem Dorfe. Trockene und klare, aber kühle und windige Tage. Der Sommer naht seinem Ende. Bald kommt die Zeit, wo wir nach Moskau zurückfahren müssen, um uns den ganzen Winter über bei den französischen Stunden zu langweilen, und es wird mir so schwer, unser Gut zu verlassen . . . . Ich wanderte hinter die Scheunen und stieg zu dem wilden Gestrüpp jenseits des Bergabhanges, welches sich bis zum Walde hinzog, hinab. Ich verberge mich im dichten Laub und höre wie in der Nähe unser Bauer pflügt. Ich kenne alle unsere Bauern mit Namen . . . . Rasch breche ich einen Baumzweig ab, um den Fröschen nachzustellen . . . . Auch liebe ich die kleinen, geschickten rotgelben Eidechsen, aber vor den Schlangen habe ich Angst . . . . und nichts in der Welt hatte ich so gern wie den Wald mit seinen Beeren und Pilzen, seinen Vögeln und Insekten, mit seinen Eichhörnchen und Igeln, mit dem mir so lieben Geruche der halbverwelkten Blätter.“

Die Natur fasste Dostojewsky in eigenartigster Weise auf. Seine lebhafte Phantasie und seine krankhafte Schwärmerei trugen immer etwas Geheimnisvolles in die einfachen Bilder der russischen Natur hinein. Herrlich beschreibt Dostojewsky den Einfluss der Natur auf ein kindliches Gemüt in seinem Roman „Beleidigte und Erniedrigte“, der ganz entschieden autobiographische Züge trägt. „Hinter jedem Strauch, hinter jedem Baum lebte für uns etwas Geheimnisvolles und Unbekanntes. Das Märchenhafte floss mit der Wirklichkeit zusammen, und wenn aus den tiefen Tälern sich ein dichter Abendnebel erhob und sich gleichsam mit eigenartigen grauen Fühlern am Gebüsch, welches den felsigen Abhang bedeckte, festzuklammern versuchte, standen wir am Ufer, schauten, uns gegenseitig bei den Händen haltend, in die Tiefe und warteten mit banger Neugier, dass im kommenden Augenblick etwas Grosses und Schreckliches sich erheben oder seine Stimme aus dem dunkeln

Abgrund erschallen lassen und dass die Märchen der Ammen sich verwirklichen würden."

Im Dorfe stand es den Kindern frei, umherzulaufen und sich herumzubalgen. Hier war Dostojewsky stets an der Spitze aller Unternehmungen, obgleich er dem Alter nach erst an zweiter Stelle kam. Bei den Spielen, wo der Phantasie des Knaben eine grosse Rolle zufiel, war er stets Indianerhäuptling, oder Robinson, niemals aber der schwarze Freitag. „In meinen ersten Träumereien schon, also von der frühesten Kindheit an", sagt der Held des Romans „Der Jüngling", „konnte ich mich in allen Lagen des Lebens nur als an erster Stelle stehend, vorstellen." — Nach den Angaben von Orest Miller[1]), der den Dichter persönlich kannte, erzählte Dostojewsky selbst, wie er stets bestrebt war, gute Freunde zu gewinnen und wie ihm dieses immer infolge seiner grossen Empfindlichkeit misslang.

„In den ersten Klassen des Gymnasiums schon", erzählt „der Jüngling", „zerriss sofort jedes Verhältnis zu denjenigen meiner Kameraden, die mich in irgend einer Weise übertrafen, sei es in den Wissenschaften, in körperlicher Kraft, oder auch nur in einer schlagfertigen Antwort. Dabei hasste ich den Betreffenden durchaus nicht, wollte ihm auch gar kein Leid zufügen, wandte mich nur still von ihm ab. Denn so ist mein Charakter." Und diese Charaktereigenschaften ziehen sich gleich einem roten Faden durch das ganze Leben Dostojewskys.

In den ersten Lebensjahren des Kindes schon trat seine Neigung zu Träumereien deutlich hervor. Im Romane „Der Jüngling", dem eine so hervorragende Autorität wie Kirpitschnikow entschieden autobiographische Bedeutung zuschreibt, finden wir folgende interessante Stellen: „Ja, ich schwärmte mit aller Leidenschaft, so sehr, dass ich zu Unterhaltungen keine Zeit fand, und daraus folgerte man, ich sei menschenscheu. Aus meiner Zerstreutheit glaubte man noch schlimmere Schlüsse ziehen zu müssen, aber meine blühenden Wangen bewiesen das Gegenteil. Besonders glücklich war ich, wenn ich mich schlafen legte und die Decke über meinen Kopf zog. Da begann ich allein in vollster Einsamkeit ohne die störenden Menschen, in geheimnisvoller Stille, — das Leben auf meine Art umzuformen."

---

[1]) Ein russischer Kritiker und Biograph.

Wir erkennen in dem oben Beschriebenen einen oft eintretenden Zustand untätiger Träumereien, wie wir ihn in den Kinderjahren bei gesunden, nicht selten aber auch bei neuropathisch veranlagten Individuen vorfinden. Ausser diesen hier beschriebenen Wachträumereien fesseln unsere Aufmerksamkeit noch andere Erscheinungen, — wir lassen es offen, ob es sich dabei um Halluzinationen handelt, welche in der Kindheit auftraten. Wir zitieren hier eine Stelle des „Tagebuches eines Schriftstellers" (1876), in der Dostojewsky sich seiner Kindheit erinnernd, eine Halluzination beschreibt.[1]) „Plötzlich hörte ich, wie ein Schrei: ‚Ein Wolf kommt' das Schweigen durchbrach. Ich schrie auf und lief jammernd auf die kleine Waldwiese, wo ein Bauer pflügte und ergriff in meiner Angst mit meiner Rechten den Pflug und mit der anderen seinen Arm. ‚Ein Wolf' schrie ich mit erstickender Stimme. — ‚Wo ist er denn?' — ‚Man schrie . . . . . jemand schrie . . . . eben, ein Wolf kommt', konnte ich nur lispeln. Ich bebte am ganzen Leibe, erfasste krankhaft seinen Rock, und war wohl sehr bleich. Meine Lippen zitterten. Schliesslich verstand ich, dass es mir nur so schien, als schrie jemand: ‚ein Wolf kommt', und dass in Wirklichkeit gar kein Wolf da war. Übrigens glaubte ich den Schrei ganz deutlich gehört zu haben. Auch früher schon war es vorgekommen, dass ich solche Momente erlebte, und das wusste ich ganz genau. In späteren Jahren hörten diese Erscheinungen auf." —

Feodor Dostojewsky, ebenso wie sein älterer Bruder, wandten sich schon früh der Lektüre zu; sie lasen fast ausschliesslich Bücher literarischen Inhalts, was der schwärmerischen und poetischen Natur der beiden Knaben völlig entsprach. Auf den Einfluss der Lektüre wollen wir nicht näher eingehen. Es scheint uns hier nur am Platze, hervorzuheben, welches Entzücken Puschkin in den Brüdern hervorgerufen hatte; ihre feinfühlenden Seelen erkannten wohl die Grösse seines Genies, während die Mehrzahl der russischen Intelligenz überhaupt nicht die volle Bedeutung des Dichters erfasst hatte. Diese Hochschätzung Puschkins erscheint als eines der ersten selbständigen Urteile Dostojewskys, zu welchem er selbst ohne jede Anleitung, sogar teilweise ent-

---

[1]) Die hier zitierte Stelle ist die Fortsetzung der bereits oben aus demselben Werke angeführten Zeilen.

gegen der Anschauung seiner Eltern über diesen Dichter, gekommen war. Die Verschiedenheit der Charaktere von Vater und Sohn musste eine ganze Reihe unvermeidlicher Missverständnisse nach sich ziehen, und wir selbst haben mehrere Beweise davon. — „Der Bruder Feodor," sagt Andrej Dostojewsky, „war viel zu hitzig; energisch verteidigte er seine Ansichten und war in seiner Ausdrucksweise etwas unbedacht. Bei solchen Äusserungen Feodors sagte der Vater öfters zu ihm: Ach Fedja, nimm dich in acht, sonst kann es dir noch schlecht ergehen, pass auf, dass dir nicht noch einst die rote Mütze auf den Kopf gesetzt wird." [1])

Im Jahre 1836 starb die Mutter des Dichters an Schwindsucht, und 1837 fiel Puschkin im Duell. Dies waren zwei zu harte Schläge für eine so zarte und nervöse Natur wie Dostojewsky. In demselben Jahr entschloss sich der Vater, seine zwei Söhne Feodor und Michail nach Petersburg zu schicken. Vor der Abreise besuchten die Brüder in Begleitung ihrer Tante das Troitze-Sergiew'sche Kloster bei Moskau. Sowohl auf dem Hin- wie auf dem Rückwege befanden sich beide in höchster Erregung und deklamierten fortwährend ihre Lieblingsgedichte. Die mystische Feierlichkeit, die über dem ganzen Kloster lag und erfüllt war von tief religiöser Stimmung, die gespannte Erwartung einer ungewissen Zukunft, die ihrer in Petersburg harrte, die noch frische Trauer über den Tod ihrer Mutter, das schreckliche Ende des vergötterten Dichters — dies war doch zu viel für sie — und „die Reise des Vaters mit seinen Söhnen nach Petersburg wäre beinahe nicht zustande gekommen, da der Bruder Feodor erkrankte. Scheinbar ohne Grund trat bei ihm eine Kehlkopfkrankheit auf, und er verlor die Stimme. Nur mit Mühe konnte er leise sprechen. Die Krankheit war hartnäckig und trotzte jeder Behandlung. Nachdem man alle Mittel umsonst versucht hatte, entschloss sich der Vater — ein strenger Allopath, auf verschiedene Ratschläge hin — die homöopathische Heilmethode zu erproben. Der Bruder Feodor wurde von der Familie gänzlich abgesondert, speiste sogar an einem besonderen Tisch, um nicht einmal den Geruch der für die Gesunden bestimmten Speisen zu verspüren. Übrigens half auch die Homöopathie nicht viel, bald erging es dem Kranken besser, bald schlechter. Schliesslich wurde dem Vater von vielen

[1]) Die Mannschaften der russischen Strafbataillone trugen damals rote Mützen.

Ärzten geraten, die Reise zu unternehmen, ohne auf die völlige Genesung seines Sohnes zu warten. Sie dachten, dass die Fahrt bei guter Jahreszeit nur Nutzen bringen könne. So geschah es auch." — Wir sind der Meinung, dass diese Krankheit in Anschluss an den Besuch des Klosters und die tiefen Eindrücke daselbst aufgetreten ist. Es handelt sich hier wohl um eine psychogene Erscheinung, wie sie bei Epileptikern gar nicht selten zur Beobachtung kommt.

Die Reise von Moskau nach Petersburg, die die Kindheit und frühe Jugend des Dichters beschliesst, hat er uns mit folgenden Worten geschildert. „Im Jahre 1837 fuhren ich, beinahe 15 Jahre alt, und der ältere Bruder in Begleitung des verstorbenen Vaters nach Petersburg, um hier die Hauptingenieurschule zu beziehen. Es war im Mai, aber heiss wie im Hochsommer. Wir fuhren zu Wagen beinahe Schritt und machten auf den Stationen für 2—3 Stunden Halt. Ich kann mich noch gut erinnern, wie diese Reise, die beinahe eine Woche hindurch dauerte, uns schliesslich zuwider wurde. Es zog uns zum neuen Leben hin, und wir schwärmten beseligt von allem ‚Schönen und Guten'. Damals war diese Redensart noch jung und wurde ohne jede Ironie gebraucht . . . . obgleich wir beide zur Genüge wussten, was alles von uns für das Mathematikexamen verlangt wurde, träumten wir doch nur von Poesie und Poeten. Der Bruder verfasste täglich 2—3 Gedichte, und ich schuf in meiner Vorstellung einen Roman aus dem venezianischen Leben. Es war damals ein Monat nach dem Tode Puschkins, und wir kamen überein, sobald wir in Petersburg angelangt wären, sogleich die Duellstelle und die Wohnung, in der er seine Seele aushauchte, aufzusuchen." „Tagebuch eines Schriftstellers" (1876).

III.

In der Hauptingenieurschule blieb Dostojewsky vier Jahre und arbeitete ausserdem noch zwei Jahre lang in der Zeichenabteilung, als er bereits Offizier war. Diese sechs Jahre bilden ihrem ganzen äusseren und inneren Inhalte nach eine in sich geschlossene Periode im Leben unseres Dichters.

Die Umgebung, in welche der „17jährige mittelgrosse Jüngling mit kräftigem Körperbau, blonden (!) Haaren und einem krank-

haft bleichen Gesicht" hineingeraten war, glich nicht im geringsten dem, wovon Dostojewsky einst in der Heimat geträumt hatte, als er sich nach Petersburg sehnte. Die militärische Disziplin mit ihrem Prinzip des unbedingten Gehorsams drückte den Jüngling, der es gewohnt war, seine Meinung frei und offen zu vertreten. Die Ingenieurwissenschaften, unter denen Mathematik und Zeichnen die erste Stelle einnahmen, konnten ihn, der von einer literarischen Tätigkeit träumte und die Poesie vergötterte, nicht begeistern. Dostojewsky war auch von Hause aus eine strenge Behandlung gewöhnt, aber die Forderungen seines Vaters wurden immerhin durch seine aufopfernde Liebe gemildert. Dazu kam noch, dass er sich dort in einem eng zusammenhängenden Familienkreise befand, hier dagegen waren nur die militärische Disziplin und die Kameraden, die ihm ihrem ganzen Wesen nach völlig fremd gegenüberstanden.

„In unserer Schule", so berichtet der Held der „Notizen ....", „wurde der Gesichtsausdruck aller Schüler in kurzer Zeit umgewandelt — zumeist geradezu dumm. Wieviel schöne Kinder traten in unsere Schule ein. Nach einigen Jahren war es widerlich, sie anzusehen. Erst 16 Jahre alt habe ich sie schon mit einer Art von traurigem Widerwillen angestaunt. Mich wunderte die Kleinlichkeit ihrer Denkungsart, die Torheit ihrer Beschäftigungen, ihrer Spiele und ihrer Gespräche. Sie verstanden weder die notwendigsten Dinge, noch interessierten sie sich überhaupt für wichtige und dringende Fragen, so dass ich sie nur noch von oben herab ansehen konnte. Für die einfachste, deutlich zutage tretende Wirklichkeit hatten sie nicht den geringsten Sinn und waren schon damals gewohnt, nur dem Erfolge zu huldigen. Der Titel galt ihnen als das Höchste. Erst 16 Jahre alt, sprachen sie bereits von Zukunftsplätzchen, die ihnen einst als warmes Nest dienen sollten. Vieles stammte selbstverständlich hier von den schlechten Beispielen, die sie von früher Kindheit an bereits um sich sahen. Sie waren widerlich lasterhaft. Selbstverständlich waren hierbei mehr Äusserlichkeit, mehr gemachter Zynismus im Spiel, selbstverständlich trat auch bei ihnen hinter diesem Zynismus eine gewisse jugendliche Frische hervor, aber auch diese war im Grunde wenig anziehend und äusserte sich in einer gewissen ‚Schneidigkeit'."

Das ganze Verhalten Dostojewskys in der Schule entsprach durchaus den vorerwähnten Beziehungen zu seinen Kameraden.

Die Erinnerungen dreier ganz verschiedener Personen geben uns ein völlig übereinstimmendes Bild.

„Ich habe öfters Gelegenheit gehabt, Dostojewsky während der Arbeit sowohl wie auch auf Spaziergängen entweder allein oder begleitet von (Ivan) Bereschetzky zu sehen," schreibt Saweljew. „Niemals habe ich bemerkt, dass die jungen Leute weder an den Streichen, noch an den beliebten Spielen ihrer Kameraden teilgenommen hätten. Sie besuchten niemals den Tanzunterricht, öfters meldeten sie sich krank und lasen dann an ihren Betttischen oder gingen auch in den Schlafkammern auf und ab. Im Jahre 1840", fährt Saweljew fort, „blieb Dostojewsky immer noch der unerschütterlich ruhige und schweigsame Jüngling, ... durch eine tiefe Kluft von seinen Kameraden getrennt, gab er sich ganz seinen Schwärmereien hin. Auch noch als Schüler der letzten Klasse konnte man ihn öfters ganz allein sehen: entweder sass er an seinem Tische und arbeitete, oder er ging mit gesenktem Kopfe und auf dem Rücken gefalteten Händen im Zimmer umher.

„Auch im nächsten Jahre (1841) blieb Dostojewsky wie früher nachdenklich, in sich gekehrt und verschlossen, selten kam er mit irgend einem seiner Kameraden zusammen, wenngleich er dieselben auch nicht mied, sondern ihnen öfters ihre Schulaufgaben anfertigen half und ihnen dann und wann ihre Aufsätze schrieb; nichtstuend und lässig aber konnte man ihn niemals sehen. Sein Lieblingsarbeitsplatz war die Fensternische in dem Schlafzimmer seiner Abteilung. In dieser abgesonderten Ecke sass und arbeitete Dostojewsky oft, ohne zu bemerken, was rings um ihn her vor sich ging. Er räumte oft dann erst Bücher und Hefte in seinen Pult, wenn der Trommler, der durch die Schlafräume ging, den Zapfenstreich schlug. Zu später Nachtstunde konnte man Dostojewsky bisweilen an seinem Nachttische arbeitend finden. Es kam öfters vor, dass Dostojewsky meinen Aufforderungen liebenswürdig Folge leistete, seine Hefte wegräumte und sich zu Bette legte, es verstrich aber nur kurze Zeit und man konnte ihn wieder an demselben Tische und an derselben Arbeit sitzend erblicken."

„Zu dieser Zeit (1839)", erzählt K. A. Trutowsky, später ein bekannter Maler, der dieselbe Schule besuchte, „war Dostojewsky ziemlich mager, von fahler Gesichtsfarbe, seine Haare blond und spärlich, die Augen tief eingesunken; sein Blick war scharf und

durchdringend. In der ganzen Schule passte niemand so wenig in das System der militärischen Schuldisziplin wie Dostojewsky. Seine Bewegungen waren stets eckig und hastig, in seiner Militäruniform sah er noch unbeholfener aus.

„Moralisch unterschied er sich ebenfalls von allen seinen mehr oder minder leichtsinnigen Kameraden; immer in sich gekehrt, ging er in seinen Freistunden beständig auf und ab, dort, wo niemand ihn sehen konnte, und nahm von allem, was rings um ihn geschah, nicht das Geringste wahr. Er war immer gut und liebenswürdig den anderen gegenüber, kam aber mit keinem von seinen Kameraden in engeren Verkehr. Nur zwei Menschen waren es, mit denen er in längerer Unterhaltung verschiedene Fragen besprach."

D. W. Grigorowitsch, später einer der bekanntesten russischen Schriftsteller, zeichnet uns von Dostojewsky als Schüler folgendes Bild: „Eine angeborene Zurückhaltung in seinem ganzen Wesen und der Mangel der jugendlichen Offenherzigkeit und der übersprudelnden Lebensfreude zeichneten ihn aus. Dostojewsky zog damals schon die Einsamkeit dem Zusammensein mit vielen Menschen vor. Bei allen Spielen ging er auf die Seite, sass immer in ein Buch vertieft und suchte sich ein einsames Fleckchen. Bald fand sich auch so ein Plätzchen und wurde für lange Zeit sein liebster Aufenthaltsort. Dort konnte man ihn immer mit einem Buche finden." Das Verhältnis seiner Kameraden zu ihm war vollständig bestimmt durch dasjenige zu ihnen: man hielt ihn für einen „Sonderling", für einen „Mystiker", achtete aber zumeist gar nicht auf ihn. So erschien der Dichter den Menschen, die mit ihm in oberflächliche Berührung kamen, aber nicht in ein engeres Verhältnis zu ihm traten. G. Kirpitschnikow gibt in seiner Schrift: „Dostojewsky und Pissemsky" [1]) folgende Charakteristik Dostojewskys für diese Periode, indem er seinen Roman „Der Jüngling" kritisiert: „Dies ist Dostojewsky selbst in seiner Jugend, in einer durchaus nicht schmeichelhaften Selbstschilderung. Er ist ‚das ‚Gemisch aller Arten von Eigenliebe'. Er quält die am meisten, die er liebt. Sein Herz fliesst ihm von Menschenliebe über, er versucht aber, ‚sich so finster als möglich zu geben', er hasst sich wegen des Wunsches,

---

[1]) Bekannter russischer Romanschriftsteller.

‚allen Menschen um den Hals zu fallen‘. Er ist nicht rachsüchtig, vergisst aber das Böse nicht leicht. Er sucht durch Grossmut sich an seinem Feinde zu rächen, damit dieser seine Verfehlung von ihm besonders schmerzhaft empfinde.“ Ganze Stürme spielten sich in der Seele des schweigsamen Jünglings ab. Die völlige Einsamkeit, zu der er inmitten dieser lärmenden Menge verdammt war, lastete schwer auf seiner sensiblen Seele. Manchmal, aber nur selten, trat er irgend einem seiner Kameraden näher: dieser Fall trat nur dann ein, wenn der andere sich der Autorität seiner geistigen Überlegenheit unbedingt beugte, oder es musste irgend ein äusseres Ereignis ein intimeres Verhältnis zu einem anderen anbahnen. Im Jahre 1838 besuchte ihn ein Arzt, Dr. Riesenkampf, der aus Reval kam und von dem älteren Bruder des Dichters eine Empfehlung mitbrachte. Und nun eröffneten sich diesem, der es verstanden hat, dem verschlossenen Jüngling ein gewisses Vertrauen einzuflössen, ganz andere Züge seines Charakters. Den Erinnerungen von Riesenkampf entnehmen wir folgende Stellen: „Dostojewsky war ein sehniger, blonder Jüngling mit einem rundlichen Gesicht und einer Stumpfnase. Sein helles Haar war kurz geschnitten. Unter der hohen Stirn und den spärlichen Augenbrauen sassen ziemlich tiefliegende graue Augen. Die Wangen waren bleich und mit Sommersprossen bedeckt. Die Gesichtsfarbe kränklich, die Lippen ziemlich dick. Er war weit temperamentvoller, beweglicher und hitziger als sein älterer Bruder. Er liebte leidenschaftlich die Poesie, schrieb aber nur in Prosa, denn zur Verarbeitung der Form fehlte ihm die Geduld. Die Gedanken in seinem Kopfe entstanden mit Blitzesschnelle. Seine angeborene herrliche Vortragsgabe überschritt häufig die Grenzen einer künstlerischen Selbstbeherrschung.“ Aus dieser gewissenhaften Beschreibung des deutschen Arztes im Vergleich zu den früheren Berichten sieht man geradezu, wie die Gedanken und Eindrücke, die in der Seele des Jünglings sich angesammelt hatten und in freundschaftlichen Unterhaltungen keinen Ausweg gefunden, sich gleichsam unter dem Drucke des Schweigens befanden, und wie bei der ersten Bekanntschaft mit einem Menschen, dem man sein Inneres erzählen konnte, die ganze Zurückhaltung und Schweigsamkeit plötzlich verschwand und wieder der talentvolle, heissblütige Jüngling zutage trat. Derartige Begegnungen waren aber sehr selten, und die niemand

gegenüber geäusserten Empfindungen und niemals im Gespräche geprüften Gedanken quälten in Stunden tiefer Einsamkeit den Jüngling und erzeugten in ihm eine düstere Stimmung, die ihn bisweilen zu Selbstmordgedanken trieb. So lesen wir in einem Briefe an seinen Bruder, der aus dieser Periode stammt, folgendes: „Ich glaube, dass unsere Welt ein Fegefeuer für die himmlischen Geister ist, die von sündhaften Gedanken umschleiert sind. Ich glaube, dass der Sinn unseres Lebens ein negativer geworden ist, und dass aus der hohen Schönheit des geistigen sich eine Satire entwickelt hat. Denken wir, dass in diese Welt eine Persönlichlichkeit hineingerät, die weder an den Gedanken, noch an den Leidenschaften des ganzen irgend welchen Anteil hat, ihm also wie etwas ganz Fremdem gegenübersteht. Zu welchem Ende soll dies führen? Das Bild ist verdorben und unmöglich geworden! Jedoch, nur die traurige Hülle zu sehen, unter der die ganze Welt leidet, zu wissen, dass eine Willenexplosion genügt, um sie zu zerreissen und sich mit der Ewigkeit eins zu wissen, und bei alledem sich als das letzte, elendeste aller Geschöpfe zu fühlen . . . ! Der Gedanke ist schrecklich! Wie kleinmütig ist doch der Mensch! Hamlet! Hamlet! Ich habe einen Plan — wahnsinnig zu werden. — Sollen die anderen versuchen, mich gesund zu machen, mögen sie mich weise machen!"

In einer der Klassen blieb Dostojewsky für ein Jahr zurück. Dieses Ereignis übte auf ihn einen erschütternden Eindruck aus. „Ich bin nicht versetzt! O wie fürchterlich! Noch ein Jahr, ein ganzes Jahr der Entbehrungen! Ich würde ja nicht so wütend sein, wenn ich nicht genau wüsste, dass die Gemeinheit, ja die Gemeinheit allein, über mich triumphiere; ich würde ja nicht so traurig darüber sein, wenn nicht die Tränen des armen Vaters mir tiefen Kummer bereiteten . . . . . . Ich möchte mit einem Male die ganze Welt zermalmen! . . . . Es ist so trübe, ohne Hoffnung zu leben . . . . . . ich blicke in die Zukunft und schaudere. Ich bewege mich in irgend einer kalten, eisigen Atmosphäre, zu der kein Sonnenstrahl dringt. Ich habe schon lange keine Ausbrüche künstlerischer Begeisterung gehabt, befinde mich aber oft in einer Stimmung, ähnlich der des Gefangenen von Chillon im Kerker, nachdem er alle seine Brüder verloren hatte. In mein ödes Heim fliegt kein Paradiesvögelchen der Poesie, nichts wärmt mir meine zu Eis gewordene Seele.

Meine früheren Träume haben mich längst verlassen, und die schönen Arabesken, die ich einst geschaffen, haben längst ihren Glanz verloren. Die Gedanken, welche einst mit ihren Strahlen Seele und Herz entflammten, haben heute ihre Wärme verloren, oder ist vielleicht mein Herz erstarrt, oder .... weiter rede ich nicht, es wird mir angst .... O, wenn Du wüsstest, mein lieber guter Freund, wie ich hier verwildert bin!"

Neben alledem erschwerten noch materielle Verhältnisse die Lage in der Schule. Wir haben einige Briefe Dostojewskys an seinen Vater, in denen er diesen um Geld bittet. Sie machen alle einen schwermütigen Eindruck.

Als Dostojewsky im Jahre 1842 in die Offiziersklassen versetzt wurde, besserte sich seine pekuniäre Lage, seine seelische Stimmung dagegen zeigte durchaus keine Veränderungen. Dabei war sein Gemütszustand bedeutend schlechter geworden. In dieser Zeit bewohnte Dostojewsky seine eigene Wohnung, die der Künster Trutowsky folgendermassen beschreibt: „Die Wohnung bestand aus vier Zimmern, von denen Dostojewsky eins bewohnte — drei standen ganz leer." Diese wurden sogar, wie wir aus anderen Quellen ersehen, im Winter gar nicht geheizt. In dem engen Zimmer, in dem Dostojewsky sich aufhielt, schlief und arbeitete, stand ein Schreibtisch und ein Divan, welcher auch als Bett diente. Auf dem Tische, den Stühlen und auf dem Boden lagen haufenweise Bücher und beschriebene Papierzettel. „Nach dem Besuch der morgens abgehaltenen Offizierskurse", so erzählt Dr. Riesenkampf, „sass er in seinem Zimmer und widmete sich der literarischen Tätigkeit. Seine Gesichtsfarbe war bleich, ihn quälte beständig ein trockener Husten, der gegen Morgen immer stärker wurde. Seine Stimme war stets heiser; zu diesen krankhaften Symptomen gesellte sich noch die Anschwellung der Unterkieferdrüsen."

Der trockene Husten, die heisere Stimme und die Drüsenanschwellungen berechtigen uns, einen tuberkulösen Prozess anzunehmen. Es gewinnt diese Vermutung an Wahrscheinlichkeit, wenn wir die tuberkulöse Belastung von seiten seiner Mutter in Betracht ziehen.

„Er verheimlichte aber sorgfältig alles dies seinen Bekannten, und sogar seinem Freunde — einem Arzte — gelang es nur mit Mühe, ihn zum Einnehmen irgend welcher Mittel gegen seinen Husten zu veranlassen und zu zwingen, etwas weniger zu rauchen."

Der Schriftsteller Grigorowitsch, welcher damals mit Dostojewsky zusammen wohnte, berichtet folgendes:

„Dostojewsky sass ganze Tage hindurch und teilweise auch Nächte an seinem Schreibtisch. Er sprach nie ein Wort über das, was er schrieb. Auf meine Fragen antwortete er nur ungern und kurz; und da ich seine Verschlossenheit bald kennen lernte, vermied ich es, ihn nach irgend etwas zu fragen. Wenn Dostojewsky zu schreiben aufhörte, sah man ihn sogleich mit dem Lesen irgend eines Buches beschäftigt.

Die ununterbrochene Arbeit und das beständige Zuhausesitzen übten einen schlechten Einfluss aus auf seinen Gesundheitszustand. Seine Krankheit, die sich schon früher während des Besuches der Schule entwickelt hatte, nahm zu. Ein paarmal bekam er während unserer sehr seltenen Spaziergänge Anfälle. Als wir einst zusammen durch eine Strasse gingen, begegnete uns ein Leichenzug. Dostojewsky wandte sich rasch ab und wollte auf demselben Wege zurückkehren. Aber ehe er einige Schritte zurückgelegt hatte, trat ein so starker Anfall auf, dass ich mich gezwungen sah, ihn mit Hülfe einiger vorübereilenden Passanten nach dem nächsten Laden hinüberzubringen. Nur mit grosser Mühe gelang es uns, ihn zum Bewusstsein zurückzurufen. Nach solchen Anfällen trat gewöhnlich ein Depressionszustand ein, der zwei bis drei Tage dauerte."

Die Anfälle, welche Dostojewsky nach den Angaben von Grigorowitsch in der Schule hatte, waren wahrscheinlich sehr schwach und traten nur selten auf, da wir nirgends, sogar nicht in den Erinnerungen von Saweljew, etwas von ihnen zu hören bekommen. Vielleicht lässt sich dies aber aus der Verschlossenheit Dostojewskys erklären.

Die Arbeit, an welcher, wie Grigorowitsch berichtet, Dostojewsky Tag und Nacht sass, war sein erster Roman „Die armen Leute". Dieser Roman erregte in der russischen Gesellschaft grosses Aufsehen, und es begann von diesem Augenblicke für Dostojewsky ein neues Leben. Im Jahre 1844 nahm er seinen Abschied und gab für immer seine Ingenieurlaufbahn auf; als Offizier aber musste er noch einmal wider seinen Willen dienen.

IV.

Es ist hier nicht der Ort, eine Charakteristik Bjelinskys und des Kreises junger und begabter Schriftsteller, die sich um ihn gesammelt, zu geben. Es genügt, wenn wir hervorheben, dass sich unter ihnen Turgenjeff und Tolstoi befanden. Bjelinsky selbst steht mit seinen kritischen Schriften in einer Reihe mit Puschkins Poesie und Gogols Prosa. Zu jener Zeit genügte ein Wort von Bjelinsky, um einen jungen Schriftsteller berühmt zu machen oder ihn völlig zu verderben. —

Nachdem Bjelinsky das ihm von Nekrasoff zugestellte Manuskript des Romans „Arme Leute“ aufmerksam durchgesehen, rief er den jugendlichen Autor zu sich, und Dostojewsky hörte aus dem Munde „des Königs der Literatur“ ein begeistertes Lob über sein erstes Werk. Bjelinsky war ein heissblütiger Mensch, der sich leicht hinreissen liess. Den „ungestümen Vissarion“ nannten ihn seine Freunde, das „grosse Herz“ seine zeitgenössischen Biographen. — „Ich blieb an der Ecke seines Hauses stehen,“ schreibt Dostojewsky im Jahre 1877, „ich sah den Himmel, den hellen Tag, die vorübereilenden Menschen und fühlte in meinem Innern, dass ein wichtiger Moment meines Lebens herangenaht war. Ich empfand, dass etwas ganz Neues begonnen hatte, etwas, das ich selbst in meinen leidenschaftlichsten Schwärmereien nie geahnt hatte. Und ich war damals ein leidenschaftlicher Schwärmer.“ So wurde Dostojewsky in den Kreis der ersten Schriftsteller Russlands eingeführt. Die Frau des Schriftstellers Panajew, einer von denen, die zu Bjelinskys Kreise gehörten, und bei denen sich öfters die ganze Gesellschaft versammelte, erzählt in ihren Memoiren, wie zartfühlend und entgegenkommend man sich zuerst Dostojewsky gegenüber verhielt. Sie schildert den Dichter folgendermassen: „Man konnte auf den ersten Blick sehen, dass er ein sehr nervöser, eindrucksfähiger, junger Mann war. Er war mager, klein, blond, seine Gesichtsfarbe krankhaft. Seine Augen, grau und nicht gross, blickten unruhig hin und her, und die bleichen Lippen zuckten nervös.“

Sein erster Roman fand sogleich Beifall, und Dostojewsky war glücklich darüber. „Bruder,“ schreibt er an Michail Dostojewsky, „ich glaube, dass mein Ruhm nie wieder die jetzige Höhe erreichen wird, überall begegnet man mir mit unglaublicher Hoch-

achtung und ausserordentlicher Liebenswürdigkeit. Wenn ich Dir von allen meinen Erfolgen erzählen wollte, würde das Papier hierzu nicht ausreichen. Ich glaube, ich werde viel Geld gewinnen.... Meine Zeit verbringe ich sehr lustig und vergnügt. Unser Kreis ist nicht gross. Aber verzeih Lieber, ich schreibe nur von mir selbst. Ich muss Dir aufrichtig gestehen, ich bin beinahe berauscht von meinem eigenen Ruhm."

Wenn man Dostojewskys Charakter näher kennt, so kann man sich leicht vorstellen, wie dieser Zustand leidenschaftlicher Begeisterung auf ihn gewirkt hat.

In den Memoiren von P. W. Annenkoff findet sich folgendes: „Der grosse Erfolg, den sein Roman ‚Arme Leute' hatte, befruchtete wie mit einem Zauberschlag alle in seiner Seele schlummernden Keime hoher Selbstachtung und Selbstschätzung. Dieser Erfolg befreite ihn von allen Zweifeln und allem Schwanken, die die ersten Schritte der Autoren meist begleiten; Dostojewsky selbst sah ihn gewissermassen als einen Traum an, der ihm Ruhm und Lorbeeren verkündete." Der Dichter beschreibt uns diese Zeit in seinem Roman „Erniedrigte und Beleidigte": „Endlich erschien mein Roman. Vor seiner Veröffentlichung bereits erhoben sich in der literarischen Welt Zank und Streitigkeiten. Bjelinsky freute sich wie ein Kind, als er mein Manuskript las. Wenn ich je glücklich gewesen bin, so war es nicht in den ersten berauschenden Augenblicken meines Erfolges, sondern zu einer Zeit, da ich mein Manuskript noch niemand gezeigt und noch niemand vorgelesen hatte. Es war in jenen langen Nächten, inmitten begeisterter Hoffnungen und Schwärmereien und einer leidenschaftlichen Liebe zur Arbeit, als ich mich mit den Gebilden meiner Phantasie, mit den von mir erschaffenen Personen, so eins fühlte, als ob sie mir verwandt wären und in Wirklichkeit lebten; ich liebte sie, ich freute mich und war traurig mit ihnen und manchmal weinte ich sogar aufrichtige Tränen über das Schicksal meiner Helden."

Mit den Worten des von ihm geschaffenen „Jüngling" konnte Dostojewsky damals sagen: „Ich lebte nur in Träumen, von meiner Kindheit an lebte ich in einem phantastischen Königreiche, aber seit dem Zutagetreten dieser, mein ganzes Sein erfüllenden Idee, gewannen meine Träume festere Gestalt, und wurden in eine bestimmte Form geprägt, aus Törichten wurden Vernünftige."

Ungefähr um dieselbe Zeit gewann Dostojewskys Leben noch grösseren und komplizierteren Inhalt: er schloss sich einem politischen Kreise an, der sich um Petroschewsky versammelte. Dieser Kreis hatte sich unter dem Einfluss der Ereignisse des Jahres 48 gebildet. Ihm gehörten Menschen an, die ihrer Idee mit Leib und Seele ergeben und erfüllt von unsicheren, schwärmerischen Hoffnungen und Plänen waren. Der Kritiker und Biograph Orest Miller hat alle Erinnerungen, die Dostojewsky im Kreise von Petroschewsky schildern, sorgfältig gesammelt. Wir entnehmen ihnen nur folgende zusammenfassende Worte. „Dem Äussern nach war er ein richtiger Typus eines Verschwörers: er war schweigsam, liebte es, nur zu zweien zu sprechen und war nicht so aufrichtig als verschwiegen. Mit seinem krankhaften Äussern machte er niemals den Eindruck eines jungen Menschen. Er sprach wenig und nicht laut. Wir hielten ihn alle für einen weichen, nervösen Menschen von zartem Empfindungsvermögen. Und doch konnte dieser stille und bescheidene Mensch in seinen Reden zu erschütterndem Pathos gelangen.“ Auf diese Weise gewannen die hier auftauchenden politischen Fragen Anziehungskraft für Dostojewsky. Sie führten seine Lektüre einer anderen Richtung zu und gaben seinen Träumereien neuen Inhalt. Seine Neigung zur Schwärmerei verringerte sich nicht, sondern nahm eher noch zu.

Im „Tagebuch eines Schriftstellers“ (1876) schreibt Dostojewsky über diese Lebensperiode: „Am Ende der 40er Jahre, in der Zeit meiner verwegensten und leidenschaftlichsten Phantasien . . . .“ Diese Stimmung tritt uns deutlich in zwei um diese Zeit herum geschriebenen Novellen „Die Wirtin“ und „Weisse Nächte“ entgegen. Ihnen entnehmen wir folgendes: „Es gibt in Petersburg ganz sonderbare Winkel. Hier entwickelt sich anscheinend ein eigenartiges Leben, ganz verschieden von dem, das uns umbraust . . . . Dies Leben ist ein Gemisch von etwas rein Phantastischem, glühend Idealem und gleichzeitig von etwas farblos Prosaischem und Gewöhnlichem, um nicht unglaublich — Trivialem zu sagen . . . . in diesen Winkeln leben sonderbare Menschen — Schwärmer. — Ein Schwärmer ist, wenn man ihn näher bezeichnen will, kein Mensch, sondern ein ausserhalb der Welt stehendes Geschöpf . . . . er ist reich durch sein eigenartiges Leben . . . .“ „Die Göttin der Phantasie hat mit ihrer launenhaften Hand auf einen goldenen

Untergrund vor ihm die Muster eines seltsamen, wunderlichen Lebens zu entwerfen begonnen." Wir übergehen hier die Beschreibung der Schwärmereien, in denen Dostojewsky uns schildert, wie aus Gelesenem und Erlebtem sich phantastische Bilder von wehmütig angenehmem Inhalt verweben. „Der Schwärmer erwacht, im Zimmer ist es dunkel geworden, seine Seele ist leer und traurig, ein Reich von phantastischen Schwärmereien ist um ihn her zusammengefallen. Ohne Geräusch und Lärm ist es gestürzt, wie ein Traumbild ist es vorübergezogen, er weiss selbst nicht mehr, was ihm vorgeschwebt. Aber eine dunkle Empfindung, die sein Herz zusammenschnürte und seine Brust durchbebte, ein neuer Wunsch reisst verführerisch seine Phantasie hin und beschwört unmerklich eine ganze Reihe neuer Gesichter . . . . ein neuer Traum — ein neues Glück! Eine neue Dosis eines verfeinerten, süssen Giftes!" — Schlaflose Nächte vergehen wie ein Moment in unendlichem Glück, in unendlicher Lust. Wenn die Morgenröte mit ihren Strahlen durch das Fenster dringt und die Dämmerung das düstere Zimmer mit ihrem phantastischen Licht erhellt, so wirft sich unser Schwärmer ermattet und gequält auf sein Bett und schläft in dem ersterbenden Wonnegefühl seines krankhaft erschütterten Geistes ein, mit einem qualvoll-süssen Schmerz im Herzen." („Weisse Nächte".)

In dem nächsten Abschnitt begegnen wir demselben Schwärmer, der nunmehr eine „Idee" für seine phantastischen Bilder gefunden hat. Dostojewsky spricht hier von einer „Wissenschaft". Es ist nicht schwer daraus zu ersehen, dass Dostojewsky hier unter Wissenschaft sozialpolitische Theorien französischer Utopisten jener Zeit, wie Saint-Simon, Fourier u. a. versteht. „Seit seiner Kindheit lebte er als Sonderling. Jetzt haben diese Absonderlichkeiten feste Formen angenommen. Ihn verzehrte eine Leidenschaft, die tiefste, unersättlichste, das ganze Leben eines Menschen erschöpfende, die bei solchen Naturen wie Ordinoff nicht die geringste Betätigung in irgend einer anderen praktischen oder materiellen Sphäre zuliess, diese Leidenschaft war — die Wissenschaft. Sie erfüllte augenblicklich seine Jugend, vernichtete mit einem langsam wirkenden, süssen Gift seine Nachtruhe, entzog ihm gesunde Kost und frische Luft, die niemals bis zu seinem finsteren Winkel drang, und Ordinoff wollte, berauscht von seiner Leidenschaft, von alledem nichts merken." — „Der Drang, zu lernen und zu wissen,

entsprang mehr einer ungeahnten Neigung, als einem logisch bewussten Streben (wörtlich: Ursache)." — „Seit seiner Kindheit galt er für einen Sonderling und war seinen Kameraden unähnlich. Diese quälten ihn in grober und roher Weise seines eigenartigen, scheuen Charakters wegen, so dass er wirklich menschenscheu und finster wurde und sich allmählich zum Sonderling entwickelte. In seiner einsamen Beschäftigung war keine Ordnung und kein bestimmtes System. Es war nur die Begeisterung, die Ekstase und das Fieber eines Künstlers, der sich zum ersten Male sein eigenes System geschaffen hatte. Jahrelang wuchs und bildete es sich in ihm, und in seiner Seele entstand allmählich ein warmes und undeutliches, aber schon lange angenehm empfundenes Bild einer Idee in einer neuen verklärten Form verkörpert, und diese Form flehte die Seele quälend nach Befreiung." („Die Wirtin".)

Wir sahen, wie ehrgeizig Dostojewsky war, und welcher unersättliche Durst, in allem der Erste zu sein, in seiner Seele lebte. Als er aber jetzt in den Kreis von talentvollen und begabten Menschen eingeführt wurde, war es ihm hier viel schwerer, den ersten Platz zu erringen. Leider entsprachen seine folgenden Werke nicht den Erwartungen, die durch seine ersten wachgerufen waren. In den Briefen an seinen Bruder lesen wir: „In meinem Leben ereignet sich täglich soviel Neues, es finden sich so viel Veränderungen, so viel Eindrücke, so viel Gutes, Angenehmes und Vorteilhaftes für mich, aber auch so viel Unangenehmes und Trauriges, dass ich zum Nachdenken keine Zeit habe, glaube nicht, dass ich auf Rosen gebettet bin." — „Was mich betrifft, so werde ich für Augenblicke sogar schwermütig. Ich habe einen schrecklichen Fehler — unbegrenzte Eigenliebe und Ehrgeiz. Der Gedanke, dass ich Hoffnungen, die man auf mich setzte, getäuscht, und eine Sache verdorben habe, die ein grosses Werk hätte sein können, martert mich unsäglich." — „Ich war noch niemals so tatenfroh wie jetzt; alles kocht und braust . . . . und was wird dann sein? Ich habe noch niemals so eine schwere Zeit durchlebt. Mich quält die Langeweile, Traurigkeit, Apathie und die zitternde, fieberhafte Erwartung von etwas besserem. Hierzu kommt noch meine Krankheit. Hol's der Teufel! Wenn das nur einmal vorüber wäre." Wir führen hier eine Reihe von Stellen aus dem Romane „Erniedrigte und Beleidigte" an. In diesem 1860 verfassten Roman trägt eine der handelnden Personen deutliche,

unverkennbare Züge von Dostojewsky. Diese Abschnitte schildern uns die Seelenstimmung des Dichters und jene Krankheit, von der er in den Briefen an seinen Bruder spricht. — „Ich warf die Feder hin und setzte mich ans Fenster. Es dämmerte, und ich ward trauriger und trauriger. Schwere Gedanken lasteten auf meiner Seele. Und es schien mir immer, als ob ich in Petersburg zuletzt umkommen müsste. Der Frühling nahte, und ich dachte mir, dass ich wahrscheinlich aufleben würde, wenn ich aus dieser Engnis in die freie Gottesluft herauskäme und den Duft der frischen Felder und des jungen Korns einsaugen könnte. Ich habe sie solange schon nicht gesehen! Ich besinne mich noch, wie mir der Gedanke kam, wie schön es sein müsste, wenn man durch irgend ein Zauberwerk oder durch ein Wunder all das in den letzten Jahren Durchlebte vergessen könnte, — alles vergessen und mit frischen Kräften von vorne anfangen. Damals träumte ich noch davon und glaubte an eine Auferstehung. — Ach! schliesslich in ein Irrenhaus eintreten, dachte ich in meiner Verzweiflung, damit dort sich das ganze Hirn im Kopfe umdrehe und auf neue Art umgeformt werde, — dann kann man sich doch wieder heilen lassen. Damals in meiner Lebenslust glaubte ich noch daran. Aber ich erinnere mich, dass ich damals doch zu lachen anfing. Was sollte aus mir nach dem Irrenhaus werden? Sollte ich wieder Romane schreiben?“ „Mit zunehmender Dunkelheit wurde mein Zimmer immer grösser und breiter. Kommt dies von meinen angegriffenen Nerven, von den frischen Eindrücken in der neuen Wohnung oder von meiner Schwermut? . . . . Ich verfalle langsam und allmählich in den Seelenzustand, in dem ich mich so oft nachts während meiner Krankheit befand und den ich mystisches Entsetzen nenne. Es ist die schrecklichste, quälende Angst vor etwas, das ich selbst nicht bezeichnen kann — vor etwas Unbegreiflichem, Unmöglichem im Zusammenhang der Dinge, das aber unbedingt, vielleicht schon in diesem Momente, aller Vernunft Hohn sprechend, eintritt, zu mir kommt und sich als etwas Unbezwingbares, Fürchterliches, Entsetzliches und Unerbittliches vor mich hinstellt. Diese Angst nimmt gewöhnlich mehr und mehr zu, trotz aller Vernunftgründe, so dass der Verstand, wenngleich er in solchen Momenten vielleicht noch an Schärfe und Klarheit gewinnt, dennoch die Fähigkeit verliert, diesen Empfindungen entgegen zu arbeiten. Man gehorcht ihm nicht, er wird nutzlos, und

diese Spaltung verstärkt nur noch mehr die angstvolle Bangigkeit der Erwartung. Ich glaube, so muss es den Menschen zu Mute sein, die sich vor Leichen fürchten. Aber die Ungewissheit der Gefahr vermehrt noch in meiner Herzensangst meine Qual."

Für das Verständnis der Krankheit Dostojewskys sind die Memoiren von Wsewolod Solowjeff besonders wichtig. Dostojewsky, der in seinen letzten Lebensjahren mit Solowjeff bekannt wurde, erzählte ihm folgendes: „Meine Nerven sind seit meiner Jugend angegriffen. Ich wurde zwei Jahre vor meiner Verbannung, zu der Zeit verschiedener literarischer Zwiste und Streitigkeiten, von einer eigenartigen und unerträglich qualvollen Nervenkrankheit befallen. Lebhaft entsinne ich mich noch der entsetzlichen Empfindungen, die ich nicht näher schildern kann. Mir schien es oft, dass ich stürbe — der Tod kam wirklich und ging dann wieder fort. Ich fürchtete mich auch vor dem lethargischen Schlaf." Über die Furcht vor dem lethargischen Schlaf besitzen wir noch einige Angaben: „Im Jahre 1849", erzählt Trutowsky, „wohnte Dostojewsky ein paar Tage bei mir. Er bat mich jedesmal vor dem Schlafengehen, ihn, wenn er in den Zustand der Lethargie verfiele, nicht vor drei Tagen beerdigen zu lassen. Der Gedanke an die Möglichkeit einer Lethargie beängstigte und beunruhigte ihn."

Nach Dostojewskys Tode, erzählt Orest Miller, wies sein Bruder in der „Nowoje Wremja" darauf hin, dass Dostojewsky in seiner Jugend oft vor dem Einschlafen Zettelchen ungefähr folgenden Inhalts schrieb: „Heute kann ich in lethargischen Schlaf verfallen und bitte mich deshalb vor 5 Tagen nicht beerdigen zu lassen."

Dostojewsky schildert sich selbst in der Aussage, die er nach seiner Verhaftung auf Verlangen der Untersuchungskommission schrieb, folgendermassen: „Ich liebe es nicht, viel und laut zu sprechen, sogar nicht einmal mit meinen Freunden, deren ich nur wenige habe, viel weniger noch in Gesellschaft, wo ich für einen zurückhaltenden, schweigsamen, mürrischen Menschen gelte. Ich habe nur wenig Bekannte; die Hälfte meiner Zeit wird durch die Arbeit, die mich ernährt, ausgefüllt, die andere durch fortwährende Krankheit, durch hypochondrische Anfälle, an denen ich schon seit drei Jahren leide."

Die Briefe an seinen Bruder sind voller Befürchtungen für seine Gesundheit: „Petersburg ist Gift für mich, es ist so schwer

hier zu leben. Mein Gesundheitszustand hat sich verschlechtert, und dabei fürchte ich mich schrecklich davor, was z. B. der Oktober bringen wird. Ich habe heftiges Herzklopfen, wie am Anfang meiner Krankheit.“ Manchmal finden sich in seinen Briefen auch Zeilen freudigen Inhalts und dann wieder: „Mich quält bisweilen eine Schwermut.“ „Meine Nerven gehorchen mir oft nicht.“ Häufig trifft man Stellen rein hypochondrischen Charakters: „Ich werde mich vielleicht schliesslich nach der Priessnitz-Methode mit kaltem Wasser behandeln lassen,“ übrigens „die Behandlung nach Priessnitz ist nur ein Gebilde meiner Phantasie; die Ärzte werden mir vielleicht abraten“. Und endlich der letzte Brief vor seiner Verhaftung: „Jetzt ist nun schon das dritte Jahr meiner literarischen Tätigkeit herangekommen, ich lebe wie im Traume. Vom Leben sehe ich nichts, ich habe keine Zeit, mich zu besinnen, keine Zeit, mich mit Wissenschaften zu beschäftigen. Man hat mir zweifelhafte Berühmtheit verschafft, und ich weiss nicht, wie lange dies Leben in der Hölle noch dauern wird — Armut, Arbeit auf Bestellung — wenn ich nur endlich Ruhe hätte!“ Am Abend vor der Verhaftung traf Dostojewsky seinen Bruder Andrej auf der Strasse und sagte ihm: „Schlecht geht es, Bruder, ich fühle, dass meine Krankheit mich verzehrt. Ich müsste mich behandeln lassen, den Sommer irgend wohin fahren . . . und ich habe keinen Pfennig!“

In der Nacht vom 22. zum 23. April des Jahres 1849 wurde Dostojewsky verhaftet und in die Peter-Paulsfestung gebracht. „Es ist sonderbar“, erzählt Dostojewsky in den oben zitierten Memoiren von Solowjeff, „dass meine schreckliche Krankheit verschwand, als ich arretiert wurde. Weder unterwegs, noch bei der Zwangsarbeit in Sibirien habe ich jemals wieder etwas davon verspürt. Ich wurde stark, frisch, kräftig und ruhig. — Schon während der Untersuchung hörten meine Qualen auf. Als ich mich in der Festung befand, glaubte ich, mein Ende sei gekommen, ich würde nicht mehr drei Tage aushalten. Und ich wurde mit einem Male vollständig ruhig . . . . ich hatte stille, gute, schöne Träume und je länger es dauerte, desto besser wurde es.“ — „Der Gleichmut, den Dostojewsky in seiner Lage bewahrte,“ erzählt Orest Miller, „seine Geduld und sein ruhiges Ausharren waren um so merkwürdiger, als er nach seinen eigenen Worten bis zur Katastrophe krankhaft um seine Gesundheit besorgt war,

an alle möglichen Erkrankungen bei sich glaubte und sich selbst mit Kataplasmen behandelte.“ Anna Grigorjewna, Dostojewskys zweite Frau, schrieb folgende Zeilen in ihr Notizbuch: „Nach den Worten Feodors wäre er wahnsinnig geworden, wenn nicht die Katastrophe eingetreten wäre, die eine Umwälzung in seinem Leben bedeutete. Es trat jetzt in den Vordergrund eine Idee, im Vergleich zu der die Gesundheit und die Sorge für die eigene Person ganz an Bedeutung verloren.“

In der von Orest Miller verfassten Biographie Dostojewskys finden wir folgendes:

„Dr. Janowsky, ein in nahen Beziehungen zu Dostojewsky stehender Arzt, der ihn vor seiner Verbannung nach Sibirien behandelte, behauptet, dass schon damals zweifellos Anfälle von Epilepsie vorhanden waren, zeitweise in so hohem Grade, dass sie das Leben ernstlich bedrohten.“

Obgleich wir keinen Grund haben, an der Richtigkeit dieser Behauptung zu zweifeln, möchten wir doch darauf hinweisen, dass sie gesondert dasteht, ohne durch andere Quellenangaben unterstützt zu sein. Das plötzliche Verschwinden der krankhaften Symptome, hervorgerufen durch psychische Einwirkungen, lässt wohl an eine hysterische Erkrankung denken; anderseits aber wissen wir, dass Epileptiker psychischer Suggestion zugänglich sind.

Die oben gegebene Schilderung der Angstzustände, das klinische Bild und der Krankheitsverlauf lassen an der Diagnose „Epilepsie“ keinen Zweifel aufkommen.

Es kann unmöglich unsere Aufgabe sein, alle kranken Typen wiederzugeben, welche Dostojewsky gezeichnet hat. Hierzu bedürfte es einer neuen Arbeit, welche einen weit grösseren Umfang als die vorliegende erhielte. Zum Teil ist diese Arbeit schon von Tschisch in seinem Werke „Dostojewsky als Psychopathologe“ ausgeführt worden. Von allgemeinerem Interesse ist es, jene Gestalten wiederzugeben, in denen Dostojewsky seine eigene Krankheit schildert, nämlich Epileptiker. Wir kennen fünf solcher Typen. Erstens: der Greis Murin in der Erzählung „Die Wirtin“, im Jahre 1874 geschrieben, zu einer Zeit, in der das Talent des Künstlers sich noch nicht voll entfaltet hatte. Wir haben diese Erzählung in den vorhergehenden Kapiteln benutzt,

um die Stimmungen des jungen Dostojewsky zu charakterisieren. In der Figur Murins lassen sich ohne Mühe die Züge eines „epileptischen Charakters“ nachweisen; was aber die Schilderungen der Anfälle betrifft, so erheben sie sich nicht über laienhafte Vorstellungen. Doch ist es von Interesse, einen Zug hier besonders hervorzuheben: schon damals war dem Künstler der Einfluss des Alkohols auf den Epileptiker bekannt. Als Murin, kaum gesund geworden, sich vom Bette erhebt, und einige Glas Wein trinkt, wird hierdurch ein neuer Anfall ausgelöst.

Ein anderer Epileptikertypus ist Nelly im Roman „Die Erniedrigten und Beleidigten“, aus dem Jahre 1861, also nachdem Dostojewsky Gelegenheit gehabt hatte, in der Verbannung an seiner eigenen Person Erfahrungen über die „heilige Krankheit“ zu sammeln. In diesem Roman wird uns die ganze Krankheitsgeschichte der Patientin angegeben. Ihr Grossvater ist ein alter, roher, absonderlicher Mann; die Mutter ist eine exaltierte, leicht erregbare Frau mit träumerischem Wesen. Die fanatische Überzeugung der unglücklichen Frau in die Unerschütterlichkeit ihrer moralischen Grundsätze kann zunächst grosse Willensstärke vortäuschen, doch im Grunde genommen kann von einer ruhigen Willenskraft nicht die Rede sein. Das Mädchen selbst war von Kindheit auf von Elend heimgesucht, und dieses wurde nach dem Tode ihrer Mutter noch grösser. Schon früh hatte sie unter Anfällen zu leiden, und im Romane erscheint sie uns schon als ausgesprochen epileptischer Charakter.“

Die Anfälle selbst werden von Dostojewsky kurz folgendermassen geschildert: „Sie sah lange auf ihn . . . und plötzlich stiess sie einen furchtbaren Schrei aus. Ein krampfhaftes Zittern verzerrte ihr Gesicht und sie fiel zu Boden.“ Der Zustand nach dem Anfall wird sehr ausführlich beschrieben: „Sie sah lange und regungslos mit gespannter Aufmerksamkeit auf mich, als suche sie etwas zu begreifen. Doch man merkte, dass es ihr grosse Mühe kostete. Endlich sah man, wie etwas einem Gedanken ähnliches ihr Gesicht erhellte; nach einem Anfalle konnte sie gewöhnlich eine lange Zeit hindurch ihre Gedanken nicht sammeln und murmelte verständnislose Worte vor sich hin . . . . Nachdem sie sich von dem Anfalle erholt hatte, konnte sie längere Zeit nicht zur Besinnung kommen. Die Wirklichkeit vermischte sich mit Wahngebilden, und es schien, als ob etwas Furchtbares ihre Seele er-

regte.“ Endlich verfällt Nelly in einen tiefen Schlaf. „Sie war bleich, ihre Lippen bluteten — wahrscheinlich von dem Falle. Aus ihrem Antlitz schwand nicht der Ausdruck einer grossen Furcht und einer quälenden Sehnsucht, die sie nicht einmal im Traume zu verlassen schien.“ Es würde zu weit führen, hier ausführlich eine Charakteristik der jungen Nelly zu geben.

An einigen Stellen des Romans, z. B. als Nelly Arznei einnehmen soll, dreimal nach einander den Inhalt des Löffels in das Gesicht ihres guten Arztes spritzt und endlich, verwundert durch seine Gutmütigkeit, verzweifelt zu schluchzen beginnt, werden deutlich die Züge der Krankheit geschildert: Erregbarkeit, Launenhaftigkeit, Empfindlichkeit, Misstrauen, Mangel des psychischen Gleichgewichtes, ewiges Schwanken zwischen Exaltiertheit und Apathie.

Der dritte Typus eines Epileptikers, der Zeit der Entstehung nach ist der Fürst Mischkin, im Romane „Der Idiot“, der im Jahre 1868 geschrieben wurde. Wir erfahren hier, dass der Knabe seine Eltern nicht kannte nnd von frühester Kindheit an an Anfällen litt; man schickte ihn zur Heilung in die Schweiz, wo unter sachgemässer Behandlung sein Zustand sich so weit gebessert hatte, dass wir ihn im Roman als einen gut entwickelten Menschen kennen lernen. In seinem Äussern war nichts Krankhaftes. Seine Augen waren gross, blau und blickten stier; in ihnen war etwas Stilles und Schwermütiges, ein Ausdruck, auf Grund dessen gewisse Menschen an der betreffenden Person sofort die Fallsucht erkennen.“ Über seine Kindheit hören wir einiges nur aus seinen Erzählungen von der Reise nach der Schweiz; wir entnehmen ihnen folgendes: „Nach einer Reihe qualvoller und heftiger Anfälle verfiel ich in vollständige Stumpfheit, verlor das Gedächtnis; mein Verstand arbeitete wohl, aber ohne jede Logik. Mehr als zwei oder drei Ideen konnte ich nie miteinander verknüpfen. Als die Anfälle schwächer wurden, wurde ich wieder gesund und stark .... Eine unsagbare Sehnsucht quälte mich; öfters wollte ich weinen. Ich wunderte mich und regte mich über alles auf; niederdrückend wirkte es auf mich, dass alles um mich herum fremd war.“ Im Charakter Mischkins finden wir nicht die typischen Züge eines Epileptikers; er ist ein feinfühliger und guter Mensch. Anormal scheint nur seine Naivität zu sein, welche manchmal an Dummheit grenzt, ausserdem sein schwacher Wille, welcher allen seinen Handlungen

den Charakter einer gewissen Knabenhaftigkeit und Unreife verleiht. Hier ist es am Platze, eine Eigenheit seines Charakters hervorzuheben. Mischkin schrieb kalligraphisch schön und malte gewissermassen jeden Buchstaben sorgfältig.[1])

Den grössten Wert für den Psychiater haben die ausführlichen Schilderungen seiner Dämmerzustände und ausserdem die Beschreibungen des Anfalls und der Gefühle und Gedanken, die den Epileptiker auch in gesundem Zustande beseelen.

Hiervon wollen wir jetzt sprechen: „Zuweilen sah er mit grosser Neugier auf die Vorübergehenden; am häufigsten jedoch bemerkte er weder die Passanten, noch wusste er selbst, wo er ging. Er lebte in qualvoller Erregung und Unruhe und fühlte zur selben Zeit in sich den Zwang, einsam zu sein. Er wollte allein sein und sich vollständig passiv seiner quälenden Erregung hingeben .... Die Einsamkeit wurde ihm unerträglich, ein neuer Drang durchglühte sein Herz, und auf einen Augenblick erhellte sich die Dämmerung, in der seine Seele vor Sehnsucht verging.... Nach einiger Zeit kam ihm wieder etwas in den Weg, etwas Furchtbares, etwas, was ihn lange gequält hatte. Plötzlich fand er sich bei einer Beschäftigung wieder, die er schon lange betrieben hatte, ohne es zu wissen .... Dann fing er an etwas zu suchen, vergass es wieder, blieb so eine halbe Stunde lang und begann wieder voller Unruhe zu suchen .... Er wusste, dass er vor dem Anfalle sehr zerstreut war und öfters Gegenstände und Gesichter verwechselte, wenn er sie nicht mit besonderer Aufmerksamkeit betrachtete. In seinem epileptischen Zustande war ein Augenblick, in dem plötzlich die Dämmerung seiner Seele erhellt wurde, sein Hirn zu glühen schien und alle seine Lebenskräfte plötzlich zu sprudeln begannen. Die Empfindung des Lebens, des Selbstbewusstseins, verzehnfachte sich in diesen Momenten, die kurz wie ein Blitz waren. Den Verstand, das Herz erhellte ein nie geahntes Licht; alle Erregungen, alle Zweifel, jede Unruhe, sie schwanden plötzlich und gingen auf in voller, klarer Harmonie, Freude und Hoffnung. Aber diese hellen Momente waren nur die Vorahnungen des Anfalls. Sie waren unerträglich. Wenn er später in gesundem Zustande über diese kurzen Augenblicke nachsann, musste er sich sagen, dass diese ganze Harmonie und das Gefühl, es exi-

---

1) Auch Dostojewsky schrieb eine sehr kalligraphische Hand.

stiere ein höheres Sein, doch nichts anderes als krankhafte Erscheinungen seien; wenn es aber so wäre, so könnten die Momente nicht ein höheres Sein andeuten, sondern sie müssten zu den niedrigsten gerechnet werden.

„Zuletzt kam er zu dem höchst paradoxen Resultat: ‚Was hat es denn zu sagen, dass dies krankhaft ist? Was ist denn dabei, dass die Erregung anormal ist, wenn ihre Folge eine höhere Harmonie ist und zum Zusammenfliessen mit den höchsten Synthesen des Lebens zwingt?' Diese nebelhaften Vorstellungen schienen ihm selbst ganz klar zu sein. Er zweifelte nicht daran, dass diese Momente wirkliche Schönheit, wirkliches Gebet und die höchste Synthese des Lebens offenbarten. Denn es waren ja keine Träume, welche, durch Opium oder Wein hervorgerufen, die Seele erniedrigen und verzerren. Er besass eine klare Vorstellung von ihnen. In diesen Momenten konnte er sich mit Bewusstsein sagen: ‚Ja es lohnt sich, das ganze Leben für einen solchen Moment hinzugeben .... In diesen Momenten wird mir das tiefe, wunderbare Wort verständlich: Es wird einst keine Zeit mehr geben.'"

Wahrscheinlich hatte Mahomet dieselben Momente, welche so kurz waren, dass in dieser Spanne Zeit eine zu Boden gefallene Kanne Wasser sich nicht völlig entleeren konnte, aber in diesen Sekunden durchflog er mit seinem Geiste alle Wohnungen Allahs.[1]

Gleiche Stimmungen erlebte Mischkin: Plötzlich erschien es, als ob eine wunderbare innere Lichtwelt sich vor seiner Seele entfaltete. Diese Augenblicke währten vielleicht nur eine halbe Sekunde, doch er hat eine klare Vorstellung von ihrem Anfange, von dem fürchterlichen Schrei, der sich dabei seinem Innern entringt. Sodann erlischt sein Bewusstsein, und seine Seele erfüllt vollständige Finsternis.

Es ist bekannt, dass die epileptischen Anfälle plötzlich kommen. In diesen Momenten verzerrt sich das Gesicht, besonders der Blick; ein konvulsivisches Zittern überfällt den ganzen Körper. Ein fürchterlicher, nicht näher zu schildernder Schrei entringt sich der Brust. In diesem Schrei verschwindet alles Menschliche, und es ist unmöglich, sich vorzustellen, dass ein Mensch imstande ist, einen solchen Schrei auszustossen. Es scheint sogar,

---

[1]) Vergl. normale Träume!

als ob hier ein anderes Wesen im Menschen schreie. Bei vielen Menschen ruft die Fallsucht eine furchtbare Angst hervor, die etwas Mystisches in sich hat.

„. . . . Der Fürst wankt zurück und fällt plötzlich auf der Treppe nieder, indem er mit seinem Hinterkopf auf die steinernen Stufen aufschlägt. Sein Körper, durchbebt von konvulsivischem Zittern, gleitet die Stufen hinunter."

Wir wollen hier noch einen Anfall schildern, von dem Mischkin in einer Gesellschaft überrascht wurde, als er in erregter Stimmung diskutierte. Es sei hier nicht die ganze Szene geschildert, sondern nur jene Stellen angeführt, welche das Verhalten Mischkins schildern: „. . . . Allmählich überkam ihn ein unendliches Glücksgefühl. Er sprach wenig, antwortete nur auf Fragen und schwieg zuletzt völlig; er sass ruhig da und lauschte, indem er in Wonne und Seligkeit zu versinken schien. Eine erhabene Begeisterung erfüllte ihn mehr und mehr, sie konnte jeden Moment zur Entflammung gebracht werden . . . . der Fürst hörte das alles, und seine Augen glühten vor Seligkeit. Dann begann er mit überschwenglicher Leidenschaft zu reden, dabei rang er mühsam nach Atem. Er erstickte sozusagen an dem Überfliessen des Guten in seinem Herzen . . . . Der Fürst hielt an, um Atem zu schöpfen, er war bleich. Er setzte sich auf einen Stuhl und blickte regungslos mit blitzenden Augen um sich . . . . Dieser ganze Ansturm unruhiger und mit wirrer Begeisterung gesprochener Worte, wobei ein Gedanke den andern übersprang, liess etwas Gefährliches ahnen . . . . (hier zerbricht er die Vase) . . . . Er fühlte sich bis ins Herz getroffen und stand, von mystischem Schrecken gepackt, da. Noch ein Augenblick, und es schien, als ob sich alles vor ihm erweitere, der Schrecken wich dem Licht, der Freude, der Begeisterung, er atmete schneller, doch der Augenblick verging, der Anfall blieb aus! Er holte tief Atem und blickte um sich. Längere Zeit verstand er nichts, die Bestürzung, welche rings um ihn herrschte, d. h. er begriff und sah alles, doch er stand da wie ein Mensch, der an nichts Anteil hatte und der sich mit einer Tarnkappe in das Zimmer geschlichen hatte . . . ." Nun beginnt er wieder zu reden. „Alles kommt stossweise, fieberhaft, nebelhaft hervor, es ist leicht möglich, dass er etwas spricht, was er selbst nicht sagen wollte . . . . Er redet immer schneller, immer unverständlicher, immer begeisterter. Der Fürst gerät in volle Ekstase . . . ." er

schreit auf und fällt zu Boden. Nach einer Reihe starker seelischer Störungen wurde sein von Natur schwaches Nervensystem so stark erschüttert, dass sein Verstand sich zu verdunkeln begann, und am Ende des Romanes treffen wir ihn in der Schweiz wieder, wo er in einem unheilbaren Verblödungszustand in einer Pflegeanstalt sich befindet.

Kiriloff, eine Person aus dem Roman „Die Teufel“ (1871/72) ist der vierte Typus eines Epileptikers, den Dostojewsky schildert. Sein Äusseres weist nichts Aussergewöhnliches auf, doch fällt seine Sprache sofort auf . . . . Er redet in einzelnen Worten oder abgerissenen Sätzen, und man bemerkt unmittelbar, dass sein Denken erschwert ist. Die Ideen verknüpfen sich bei ihm in höchst abenteuerlicher Weise. Wir wollen hier nicht den Inhalt seiner Weltanschauung wiedergeben, dies würde uns zu weit führen. Wir wollen hier nur hervorheben, dass seine Anschauungen von religiösmystischer Stimmung durchdrungen sind und in seinen Illusionen und Halluzinationen wurzeln. Anfälle kommen bei Kiriloff nicht vor, doch oft treten psychische Äquivalente für die Anfälle ein. Seine Erlebnisse während dieser Momente schildert er folgendermassen: „Es gibt Sekunden, zusammen sind es nicht mehr als 5 oder 6, da fühlen Sie plötzlich die eine, ewige, das ganze Dasein ausfüllende Harmonie.

„Hier ist nichts Irdisches mehr. Ich sage auch nicht, dass es etwas Himmlisches ist. Ich sage nur, dass der Mensch als irdisches Wesen dies nicht ertragen kann. Man muss physisch umgewandelt werden oder sterben. Es ist ein klares, zweifellos existierendes Gefühl. Es ist als ob man plötzlich die ganze Natur in sich fühlt und sagt: ‚Ja, das ist Wahrheit.‘ Gott, als er die Welt erschuf, sagte am Ende jedes Schöpfungstages: ‚Ja, das ist Wahrheit, das ist gut,‘ hier ist nichts von Rührung, sondern einfach Freude. Man verzeiht nichts, denn es gibt nichts zu verzeihen. Das ist nicht nur Liebe, nein, das ist mehr als Liebe. Entsetzlich ist es, dass diese Gefühle so klar sind und die Freude so gewaltig ist. Wenn diese Stimmungen länger als fünf Sekunden dauern könnten, so hielt es die Seele nicht aus und müsste zugrunde gehen. In diesen fünf Sekunden durchlebe ich ein ganzes Leben und würde auch für sie mein Leben hingeben, denn sie sind es wert. Um zehn solcher Sekunden zu ertragen, müsste man physisch anders werden. Ich denke, der Mensch muss aufhören zu gebären. Wozu

sind Kinder da? Wozu die ganze Entwicklung, wenn das Ziel schon erreicht ist?“ .... „Haben Sie öfters derartige Stimmungen?“ „Ein oder zweimal in der Woche.“ „Leiden Sie an epileptischen Anfällen?“ „Nein.“ „Dann wird es später noch kommen. Nehmen Sie sich in acht, Kiriloff, ich habe gehört, dass so die Fallsucht beginnt. Mir hat ein Epileptiker ausführlich seine Stimmung vor dem Anfall geschildert. Genau so wie Sie. Fünf Sekunden hat auch er angegeben und auch gesagt, mehr würde man nicht aushalten. Denken Sie an Mahomet, der auf seinem Ross den ganzen Himmel durchflog, ehe das Wasser aus der Kanne ausfloss; die Kanne entleerte sich in fünf Sekunden, und Mahomet war ein Epileptiker. Seien Sie auf der Hut, Kiriloff — die Fallsucht!“

Im Roman „Die Brüder Karamasoff“ (1879/80) begegnen wir der Persönlichkeit Smerdjakows. Dies ist der klassische Typus eines Epileptikers. Wir können seine Entwicklung vom Tage seiner Geburt bis zu seinem Tode verfolgen. Seine Mutter war eine vollständige Idiotin, welche nur mit einem Hemde bekleidet zur Belustigung der Menschen auf den Strassen der Stadt einherging. Sie lebte von Almosen. Sein Vater war ein Wüstling; er nannte sich selbt mit Stolz „der Typus eines römischen Senators in der Epoche des Verfalls“. Der Knabe Smerdjakow erblickte das Licht der Welt in einem Gemüsegarten; die Mutter zerbiss die Nabelschnur mit ihren Zähnen. Das Kind brachte man in das Karamasoffsche Haus, wo der alte Lakai Grigori die Erziehung des Kindes übernahm. Wir wollen hier eine Reihe von Stellen anführen, welche den Charakter und die Krankheit Smerdjakows am besten schildern: „Er war ein junger, im 21. Lebensjahre stehender Mann; sehr menschenscheu und schweigsam. Man kann ihn nicht wild oder schüchtern nennen, im Gegenteil, er war hochmütig, und es schien als ob er alle Menschen verachte.“ In seiner Kindheit pflegte er mit Vorliebe Katzen aufzuhängen und dieselben dann mit Pomp zu beerdigen. Einst züchtete Grigori ihn mit der Rute; darauf verkroch sich der Knabe in eine Ecke und blickte eine Woche lang verdriesslich auf alle Menschen. Einmal nahm der Knabe eine Ohrfeige ruhig hin, ohne ein Wort zu sagen, aber darauf versteckte er sich wieder einige Tage in einen Winkel.

Nach einem ähnlichen Vorfall trat zum erstenmal in seinem Leben bei ihm die Fallsucht auf, welche ihn seitdem nicht mehr verliess. Im allgemeinen bekam er die Anfälle einmal im Monat

in unbestimmten Zwischenräumen. Sie waren von verschiedener Stärke. Zuweilen leicht, zuweilen heftiger. Mit der Zeit entwickelte sich Smerdjakow zu einem grossen Kostverächter .... So sitzt er zuweilen lange vor seiner Suppe, rührt mit dem Löffel in derselben herum, dann führt er den Löffel zum Munde, indem er ihn zuvor noch lange im Lichte betrachtet. Auch mit dem Brot, mit dem Fleisch, wie überhaupt mit allen Speisen macht er dasselbe. So hob er zuweilen ein Stück Fleisch an der Gabel empor und betrachtete dasselbe aufmerksam, als ob er ein Mikroskop vor sich hätte; endlich entschliesst er sich, das Stück in den Mund zu nehmen. In der Lehre blieb er einige Jahre, und kam mit sehr verändertem Äussern zurück. Er war sehr gealtert, ganz unverhältnismässig für seine Jahre; auch war er bleich geworden, sein Gesicht war von Runzeln durchfurcht, und er hatte Ähnlichkeit mit einem Kastraten. Moralisch kehrte er ebenso rein zurück, wie er es vor seiner Abreise nach Moskau gewesen war... Er war ebenso menschenscheu wie früher und fühlte sich niemals zu anderen hingezogen. Er hatte auch in Moskau immer geschwiegen. Die Stadt selbst hatte ihn wenig interessiert. Aber er kam aus Moskau in guter Kleidung und mit reiner Wäsche zurück. Er wurde ein vortrefflicher Koch. Seinen Monatsgehalt verbrauchte Smerdjakow beinahe ausschliesslich für die Anschaffung von Kleidern, Pomade, Parfüm und dergleichen. Das weibliche Geschlecht verachtete er ebenso wie das männliche und zeigte sich immer ernst und unzugänglich. Die epileptischen Anfälle hatten sich vermehrt. Er schwieg immer, sehr selten redete er jemand an. Es geschah oft, dass Smerdjakow im Gehen plötzlich anhielt, den Kopf in Gedanken zur Erde senkte, und so etwa 10 Minuten verharrte. Der Physiognomiker hätte gesagt, dass in diesem Jünglinge weder Gedanken noch ein Nachdenken sei, sondern ein blosses Schauen.

Der Künstler Kramskoi hat ein bemerkenswertes Bild unter dem Namen „Der Schauende" geschaffen. Es zeigt uns einen Wald im Winter; im Wald steht in einem zerlumpten Kaftan und Bastschuhen einsam und allein ein Bäuerlein. Es scheint, dass er über etwas nachsinnt. Doch er „schaut" nur. Hätte ihn jemand gestossen, so würde er aufschrecken und ihn erschreckt ansehen, als wäre er aus einem Traume erwacht. Aber hätte man ihn dann gefragt, worüber er soeben nachgedacht, so würde er sich an nichts erinnern und alle Eindrücke, die er beim Schauen gehabt, bei sich

behalten. Diese Eindrücke sind ihm sehr teuer, weshalb, weiss er selbst nicht. Es kann sein, dass er auf diese Weise viele Betrachtungen sammeln wird und plötzlich nach vielen Jahren nach Jerusalem pilgern, alles verlassen, vielleicht aber auch sein Dorf anzünden wird. Im Volke gibt es viele solcher Schauenden. Zu diesen kann man gewiss auch Smerdjakow rechnen, der ebenfalls eifrig Eindrücke sammelte, ohne zu wissen wozu.

Iwan Feodorowitsch Karamasoff hatte ihn daran gewöhnt, sich mit ihm zu unterhalten, doch immer wunderte er sich über die Untätigkeit Smerdjakows; er konnte es nicht verstehen, was diesen Schauenden unaufhörlich beunruhigte. Sie sprachen über philosophische Fragen und sogar darüber, weshalb am ersten Tage der Schöpfung schon Licht dagewesen wäre, während doch die Sonne, der Mond und die Sterne erst am vierten Tage erschaffen wurden. Doch bald sah Iwan Feodorowitsch ein, dass den Jüngling Smerdjakow viele andere Fragen quälten, so eine tiefe und gekränkte Eigenliebe.

Nach langem, religiös-moralischem Nachdenken und Forschungen kam Smerdjakow zu der Überzeugung, „dass auf der Welt alles erlaubt sei“, und indem er sich dies zum Leitsatz machte, tötete er mit teuflischer List seinen Vater und stahl dessen Geld. Seine Krankheit verschlimmerte sich nach der Tat, ein Anfall folgte dem andern. Nachdem er sich ein wenig erholt hatte, wurde er von Halluzinationen geplagt. Er sah überall den Teufel, der ihn in Versuchung führen wollte und kam zuletzt soweit, dass er sich erhängte.

Dies alles sind verschiedene Variationen des epileptischen Charakters, welche Dostojewsky geschaffen hat.

Es sei schliesslich noch bemerkt, dass die Übersetzungen aus den für die Arbeit benützten russischen Werken nicht wortgetreu sind, da es nur darauf ankam, den Sinn wiederzugeben.

Anhang.

Auszüge aus Briefen Dostojewskys.

Im Jahre 1847.

Lieber Bruder!

Ich muss Dich wieder um Verzeihung bitten, mein Wort nicht gehalten und nicht sofort geantwortet zu haben; aber die ganze Zeit über hat mich so ein Trübsinn überwältigt, sodass es mir einfach ganz unmöglich war Dir zu schreiben. Sehr oft und geradezu mit Qual habe ich an Dich denken müssen. Dein Schicksal ist schwer, lieber Bruder!

Deine schwache Gesundheit, Deine ernsten Gedanken, die niemand aus deiner Umgebung versteht und die Unmöglichkeit in Deinen freien Stunden Zerstreuung und Erholung zu finden, noch dazu die Familiensorgen, die allerdings heilig und süss sind, aber auch eine schwere Last aufbürden — alles das macht Dir das Leben unerträglich; aber verzage nicht, lieber Bruder! Denn die Zukunft wird glücklicher sein.

Nun, hör mir mal aufmerksam zu! Je mehr Geist wir besitzen und je reicher unser innerliches Wesen ausgestattet ist, desto feiner und schöner empfinden wir das Leben.

Selbstverständlich sind Dissonanzen gefährlich — insofern, wenn das Gleichgewicht der Umgebung gegenüber fehlt. Das Äussere muss mit dem Innern in Einklang gebracht werden, sonst würde, bei dem Fehlen äusserer Eindrücke, das Innere gefährlich überwuchern. Die Nerven und die Phantasie würden die Person zuviel in Anspruch nehmen. Jede äussere Erscheinung würde ungewöhnlich, riesenhaft und beängstigend scheinen. Man würde anfangen sich vor dem Leben zu fürchten.

Ein Brief aus der Peter Pauls-Festung an den Bruder Michaël.

22. XII. 1849.

Heute am 22. Dezember hat man uns nach dem Simionowsky-Platz übergeführt, dort hat man uns allen das Todesurteil verlesen und die Säbel über den Köpfen zerbrochen. Man liess uns das Kreuz küssen, und man hatte uns die Todestoilette gemacht (weisse Hemden). Dann hat man drei von uns, zur Vollführung der Strafe, an Pfähle gestellt. Man hat uns zu Dreien aufgerufen, folglich war ich in der zweiten Reihe. Ich hatte nur zwei Minuten zu leben. Da erinnerte ich mich an Dich und an die Deinigen. In diesen letzten Minuten hatte ich nur Dich, Dich allein in Gedanken. Erst da habe ich entdeckt, wie ich Dich liebe, mein Bruder. Ich hatte noch Zeit gehabt um Pleschejeff und Duroff, die neben mir standen, zu umarmen und Abschied zu nehmen. Plötzlich schlugen die Trommeln. Die, welche an die Pfähle gebunden waren, hat man zurückgeführt, und es wurde uns verlesen, dass Seine kaiserliche Majestät uns das Leben schenkt. Dann folgten die richtigen Verurteilungen . . .

An Baron Wrangel.

Semipalatinsk 1847.

. . . Trauern Sie nicht so, lieber Freund, obwohl ich einsehe, dass Sie in allen Beziehungen unglücklich sind. Am meisten beunruhigen mich Ihre Verhältnisse zu Ihrem Vater. Ich weiss es ausserordentlich gut (nach eigener Erfahrung), dass solche Unannehmlichkeiten unerträglich sind, desto unerträglicher, weil Sie beide, wie ich es sehr wohl weiss, einander innig lieben. Es ist nur eine Art von endlosem Missverständnis beiderseits, und je länger es dauert, desto verwickelter wird es. Da hilft weder Kreuz noch Stock. Keine Erklärungen können die Harmonie wiederherstellen und wenn schon, dann nur auf kurze Zeit. Es gibt nur eine Hilfe, nur ein Mittel — die Trennung. In den ersten Tagen Ihrer Abwesenheit wird er Sie in sein Herz einschliessen, und er wird der erste sein, welcher sich in allem Schuld geben wird.

So ein Charakter, wie der Ihres Vaters, besteht aus einem sonderbaren Gemisch von finsterer Verdächtigkeit, krankhafter Fein-

fühligkeit und Grossmut. Ohne Ihren Vater persönlich zu kennen, urteile ich so über ihn, weil ich in meinem Leben schon zweimal solche Verhältnisse gekannt habe. Man muss ihn schonen, und das wissen Sie besser als ich.

Nehmen Sie sich in acht, lieber Freund! Mir scheint es nämlich, dass Sie einen ähnlichen Charakter haben. Ihr Herz wie auch Ihre Seele ist krank, und wenn bei Ihnen dieser Verdächtigungszug noch nicht überwuchert hat, so liegt die Ursache wohl darin, dass er noch keine Gelegenheit dazu hatte; oder Sie sind noch zu jung, es wird wohl noch kommen. Sie sind schon krankhaft empfindlich. Hüten und wahren Sie sich. Starke Umwälzungen im Leben helfen fast immer. Auch ich war ein ausgeprägter Hypochonder, aber ich wurde durch eine krasse Umwälzung in meinem Leben vollständig geheilt. . . .

Aus dem Briefe an Maikow.

Genf, 18. Mai 1868.

. . . Meine Sonia ist gestorben. Drei Tage sind es her, seitdem wir sie begraben haben. Sogar noch zwei Stunden vor dem Tode wusste ich nicht, dass sie sterben würde. Drei Stunden vor ihrem Tode sagte der Arzt, dass es ihr besser gehe und dass sie lebensfähig sei. Sie ist nur eine Woche lang an Lungenentzündung krank gewesen.

Es ist möglich, dass die Liebe zu meinem ersten Kinde für manche komisch erscheinen wird; auch ist es möglich, dass ich in vielen Briefen, die ich als Dank für die Gratulationen (anlässlich ihrer Geburt) schrieb, mich komisch über mein Kind geäussert hätte. Für diese Leute bin ich allerdings komisch gewesen. Gegen Sie aber trage ich kein Bedenken, denn Sie werden mich sicher verstehen.

Das kleine, drei Monat alte Geschöpf — so winzig und hilflos — war aber für mich eine Persönlichkeit, ein Charakter. Sie fing schon an mich zu kennen und zu lieben. Wenn ich mich ihr näherte, lächelte sie. Sie hörte gern zu, wenn ich ihr mit meiner tiefen Stimme Lieder vorsang. Sie weinte nicht, wenn ich sie küsste. Jetzt sagt man mir, um mich zu trösten, dass ich andere Kinder haben werde. Aber wo ist nun meine Sonia? Wo

bleibt diese kleine Persönlichkeit? für die, um sie wieder lebendig zu sehen, ich mich kreuzigen liesse. Aber genug davon.

Meine Frau weint. Übermorgen werden wir von der Gruft irgendwohin fortreisen . . .

Vevey, 4. Juni 1868.

Mein lieber Freund!

Ich weiss und glaube Ihnen, dass Sie aufrichtig und tief mit mir empfinden. Aber noch nie war ich so unglücklich wie in der letzten Zeit. Ich möchte es nicht beschreiben, aber je weiter die Zeit vorschreitet, desto brennender werden die Erinnerungen und desto ausgeprägter sehe ich das Bild meiner verstorbenen Sonia. Es gibt Augenblicke, die unmöglich zu ertragen sind. Sie kannte mich schon; als ich das Haus verliess, um Zeitungen zu lesen, hatte sie ohne zu ahnen, dass sie in zwei Stunden sterben würde, mich so angeschaut und mich so mit ihren Äuglein verfolgt, sodass ich es noch immer vor den Augen habe, sogar immer prägnanter und deutlicher werdend.

Ich werde sie nie vergessen und die Qual wird niemals aufhören. Und wenn auch ein anderes Kind kommen wird, ist es mir unverständlich, wie ich es werde lieben können; wo werde ich noch Liebe finden? Mir ist die Sonia notwendig, ich kann es nicht begreifen, dass sie nicht mehr existiert und ich sie niemals wiedersehen werde. . . .

Aus dem Briefe an Strachow.

Florenz, 26. II. 1869.

. . . Über die Tätigkeit des Künstlers habe ich ein eigenes Urteil. Das, was die meisten Menschen als phantastisch und aussergewöhnlich bezeichnen, ist meiner Meinung nach nur zu oft der Kern der Wirklichkeit.

Die Alltäglichkeit der Erscheinungen und das Durchschnittsurteil darüber ist noch kein Realismus, bei Leibe nicht. In jeder Zeitung findet man Berichte tatsächlich geschehener, aber märchenhaft erscheinender Ereignisse. Unsere Schriftsteller fassen sie als

phantastische Kuriosa des Lebens auf und legen ihnen weiter keine Bedeutung bei, aber es sind nichtsdestoweniger Tatsachen des wirklichen Lebens, die erklärt werden wollen. . . .

Aus dem Brief an Herrn Kowner.*)

. . . Ich kann es nicht gut verstehen, wie Sie behaupten können, Ihre Tat ganz und gar nicht zu bereuen. Es gibt etwas Höherstehendes als die Beweise des Verstandes und alle Möglichkeiten des Zufalls, „etwas vor dem man sich beugen muss“.

Sie sind ausserordentlich klug, sodass ich hoffe, dass Sie meine Offenherzigkeit nicht übelnehmen werden. Erstens bin ich selbst nicht besser wie Sie und wie jeder andere beliebige Mensch. Zweitens, wenn ich Sie in meinem Herzen rechtfertigen werde (und ich ersuche Sie auch mich zu rechtfertigen), dann ist es viel besser, wenn ich Sie freispreche, als wenn Sie es selbst tun würden. Vielleicht ist Ihnen nicht ganz klar was ich meine. Um mich verständlich zu machen, will ich eine Parallele ziehen.

Ein Christ (das heisst ein vollständig echter und idealer Christ) sagt folgendes: „Ich muss mit meinem jüngeren Bruder mein ganzes Gut teilen und sein Untergebener sein.“ Der Kommunist sagt dagegen: „Ja, du musst mit mir, dem Jüngsten und Ärmsten, alles teilen und mir dienen.“

Der Christ wird recht haben, der Kommunist aber — unrecht. Übrigens ist es jetzt für Sie wahrscheinlich noch unverständlicher geworden. . . .

Aus dem Brief an eine Unbekannte.

21. IV. 1877.

. . . Ich bedaure sehr, dass Sie in Ihrem Geographieexamen Unglück hatten. Aber Sie übertreiben wohl die Sache zu sehr. Ihr Brief klingt ganz hoffnungslos. In der Tat ist nichts weniger als Gutes geschehen, denn die zwei schwierigsten Prüfungen haben Sie doch überstanden. Die Geographie werden Sie bis zum

---

*) Ein Bankbeamter, der eine grosse Unterschlagung verübte.

Herbst aufschieben, damit wird alles wieder gut. Wozu denn soviel Tränen und Hoffnungslosigkeit? Wie ich sehe, haben Sie sich selbst gequält und unverzeihlich Ihre Nerven geschädigt. Es scheint mir, dass Sie Ihre ganze Familie aufgebracht haben. Es hat mich tief gerührt und ich schätzte es sehr hoch, aber es ist unzulässig und unverzeihlich, so ungeduldig zu sein und in Ihrem winzigen Alter verzweifelt auszurufen: „Ich komme zu nichts!" Sie sind zu jung, Sie haben noch kein Recht so zu sprechen. Im Gegenteil, dank Ihrer Beharrlichkeit werden Sie es unbedingt zu etwas bringen. Bleiben Sie nur gut und grossmütig. . . .

An Frau N. N.

11. April 1889.

. . . Sie schreiben mir über Ihre augenblickliche Seelenstimmung. Ich weiss, dass Sie eine Künstlerin — eine Malerin sind. Gestatten Sie, dass ich Ihnen einen herzlich gut gemeinten Rat gebe: Verlassen Sie nie die Kunst. Im Gegenteil, geben Sie sich ihr noch mehr hin. Ich weiss, dass Sie unglücklich sind. Wenn Sie einsam leben und Ihre Seele mit Erinnerungen plagen werden, so wird Ihr Leben zu finster sein. Es gibt nur ein Mittel, nur eine Rettung, — das ist die Kunst, die Schöpfung. Ihre Beichte sollen Sie jetzt noch nicht schreiben, denn es wird Ihnen unerträglich werden. Nehmen Sie mir meine Ratschläge nicht übel. Wie gerne möchte ich Sie sehen und mit Ihnen vertraulich sprechen. Nachdem ich Ihren Brief gelesen hatte, sind Sie mir verwandt — ein meiner Seele nahestehendes Wesen, eine Herzensschwester — geworden — und ich fühle mit Ihnen . . .

Ende.

Druck von M. Müller & Sohn, München V.